

Der Bote aus dem Ruhrtal.

Billigstes Wochenblatt

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche

Druck und Verlag von E. Hundt sel. Wwe. in Hattingen-Ruhr.

Bezugspreis: Monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).



Der Bote aus dem Ruhrtal.

für Stadt und Land.

mit der Gratis-Beilage „Familienfreund“.

Für die Redaktion verantwortlich: E. Zanker in Hattingen-Ruhr.

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal“ gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200, Vergleite unter Tage mit Mark 100, versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Geschäftsstelle dieser Zeitung angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Ankenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingungen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht, und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt.

Es ist Reizzeit!

Die Minister, alte und neue, erholen sich von ihren Amtsgeschäften. Die Parlamente sind geschlossen und die Reichstagsabgeordneten haben Muße, sich auf die kommenden Ereignisse vorzubereiten. An der Arbeit sind aber die Reichstagskommissionen, insbesondere die Kommissionen zur Beratung der Reichsverfassungsordnung, aber bunt geht's hier durch einander, einer hofft der andere hat, da wird eine vermischte Vorlage zustande kommen.

Unter Kaiser ist unterwegs nach dem hohen Norden, die Stadt Melund hat ihren hohen Gönner auf das herzlichste begrüßt. Bei dieser Nordlandsfahrt erleidet der Monarch fortwährend die Regierungsgeschäfte; das Volk darf sich auf seinen Kaiser verlassen, der täglich und stündlich bemüht ist, für des Landes und Volkes Wohlfahrt einzustehen.

Aber auch ein Teil der lieben Jugend hat den Schulkäufen auf einige Wochen Palet gesagt und tummeln sich nun im Grünen. Berlin hat Ferien! Und wenn die Millionenstadt ihre Jugend aufs Land schickt, dann wird manchen wortkargen Landmann die Zunge gelöst, vielen aber auch der helle Tag verbunkelt.

Die Berliner Jugend verfügt über ein großartiges Mundstüd, und solch ein kleiner Spreetäher bringt schon als 12-jähriger zwei erwachsene Provinzler zum Schweigen. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß die Jugend aus der Provinz der Berliner vorzuziehen sei. Jugend bleibt eben Jugend. Ob Berliner oder irgend ein pommersches Dorf, zu lösen Streichen ist die ganze Gesellschaft geeignet. Und das ist auch gut so. Eine fröhliche Jugend, die nichts weiß von Gemeinheit und Bosheit, darf in lauten, fröhlichem Spiel vergnügt durch Wald und Wiese stürmen, daran haben Gott und Menschen ihre Freude.

Schade, daß viele Großstädter den Landaufenthalt nicht genießen können. Im späteren Leben wird ein Arbeiter, der die Mühe und Sorgen des Landmannes aus eigener Anschauung kennen lernte, viel objektiver und ehrlicher den Forderungen der aderbautreibenden Bevölkerung eine Prüfung angeben lassen, wie es heute der Fall ist.

Augenblicklich redet man wieder von dem Brotwucher des Landmannes, dabei bekommt der Bauer für sein Korn einen solch niedrigen Preis, daß er sich fragt: lohnt sich noch der Anbau?

Aber in der Stadt muß der geringe und der reiche Mann den alten hohen Brotpreis zahlen.

Woran liegt das?

Millionen werden heute an den Getreidebörsen und im Zwischenhandel verdient!

Der Bauer und die Konsumenten sind die Geleiteten. Geht diese Schröpfung weiter, muß der Staat bzw. die Gemeinden Mittel und Wege finden, diesen unhaltbaren Zustand zu beilegen.

Die Ringbildungen zeigen auf allen Gebieten ihr brutales Gesicht.

Die Erbschaft des Herzens.

Roman von Wilhelm von Drotha.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung)

Als er an dem Blumenladen vorüberkam, in dem er die Rosen am Weihnachtsabend für Elise gekauft hatte, da konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen. Er trat hinein und wählte sich ein paar kostbare Rosen aus.

„Ei, sieh mal einer an, auch schon verlobt“, neckte er das junge Mädchen. „Neulich als ich die ersten Rosen kaufte, da trugen Sie noch keinen Ring.“

„Sollen wir die Blumen zu Komtesse Leeren senden?“ fragte die Kleine neckisch.

„Nein nein, ich nehme sie selbst mit! Darf man Ihnen nicht auch gratulieren? Wer ist denn der Auserwählte? Gewiß einer mit zweierlei Tusch?“

„Aber natürlich, ein Mann“, gab die Kleine mit aufleuchtenden Augen zurück.

„So so, na, das sind ja allerdings forliche Kerle!“

„Woher wissen Sie denn das, mein Herr?“

„Nun, man hört und sieht ja so manches!“

„So, na mein Bräutigam ist aber der schönste von sie alle!“

„Oh, daran habe ich keinen Moment gezweifelt. Wie heißt er denn?“

„Kühn! Sergeant Kühn, 5. Eskadron Ulanen-Regiment.“

„Kühn, Kühn? Der Name ist mir recht bekannt. Hat er früher in einem anderen Regiment gestanden?“ forschte Kurt weiter.

„Sie sind aber entsetzlich neugierig, mein Herr!“

„Ja, es gibt solch' unangenehme Menschen, aber nun beantworten Sie mir meine Frage!“

„Mein Bräutigam ist erst vor etwa ¼ Jahren von den Erzherzog-Ulanen aus Faldenberg hierher versetzt worden!“

„Oh, na dann geben Sie ihm diese Karte,“ und eine solche aus seiner Visitenkartenmappe herausziehend, überreichte er sie der verdutzten Kleinen. „Bestellen Sie einen schönen Gruß von mir und er solle mich einmal in den nächsten Tagen besuchen!“

Jetzt melden die Zentralen des Viehhandels eine neue Erhöhung des Viehpreises und sofort schellen die Fleischpreise in die Höhe.

Durch Umfrage stellten wir fest, daß den Bauern in den verschiedensten Distrikten keinen Pfennig Erhöhung des alten Preises gewährt ist.

Warum die Erhöhung?

Die großen koalitierten Handelsfirmen haben es für nötig befunden, den Gewinn zu steigern. Der Preis wird festgesetzt und wer sich ein Stückchen Fleisch leisten will, muß schwer zahlen.

Bei teilweise reduzierten Löhnen die fortwährende Verteuerung der Lebensmittelpreise erzeugt eine Unzufriedenheit in der breiten Masse des Volkes, der man die Berechtigung nicht absprechen kann.

Die Hausfrauen unserer Arbeiter sind zum Teil Künstlerinnen in der Verwaltung des Arbeitsverdienstes, denn fünf oder mehr Kinder anständig kleiden, und ernähren ist wahrhaft unter den heutigen schweren Verhältnissen ein Kunststück. Gut ab! vor solchen Männern und Frauen.

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg ist auch wieder auf Reisen gegangen, doch nicht zur Erholung, sondern der Wissenschaft zu dienen.

Der bekannte Forscher will diesmal Mittelsafrika durchqueren. Mit dem Dampfer „Eleonore Wermann“ hat er von Hamburg aus die Reise angetreten, in seiner Begleitung befinden sich etliche Gelehrte, sowie ein Photograph und ein Tiermaler. Wir wünschen der Expedition einen guten Erfolg. Ueber das Unternehmen werden wir unsere Leser fortlaufend unterrichten.

Graf Zeppelin

Will in seinen alten Tagen noch ein neues großes Unternehmen leiten: Die Eroberung der arktischen Regionen. Mit einem 3-Luftschiff will man den Nordpol erreichen. Um dieses schwierige Projekt der Lösung näher zu bringen, müssen zunächst wichtige Vorkehrungen getroffen werden, als Stützpunkt der großen Unternehmungen soll Spitzbergen dienen.

Nach diesem äußersten bewohnten Punkte ist Graf Zeppelin unterwegs.

An Bord des Dampfers „Maina“ hat der Luftseerobere die Ausreise angetreten, mit ihm reisen Prinz Heinrich von Preußen und Professor Hergel.

Man darf gespannt sein, welche Ueberzeugung die Herren nach Orientierung an Ort und Stelle gewinnen.

So verlockend es auch erscheint, als „Nordpolentdecker“ zu gelten, möchten wir doch wünschen, daß unser Zeppelin den Ruhm anderen überließe.

Der alte General hat der Wissenschaft genug geleistet, mag er sich mit dem Ruhm als „Luftseerobere“ zufrieden geben.

Heute-Ente und politische Sensation paßt gar nicht zusammen, und doch können wir in diesem Jahre ausreichend darüber berichten.

Erk purzelten die Minister, jetzt wackelt bedenklich im Reichstagspräsidium.

Er nahm die Blumen und verließ freundlich nickend den Laden.

„Du, das ist ja ein früherer Offizier,“ und manche Vermutungen über dieses und jenes aussprechend, gingen die beiden Mädchen wieder an ihre Arbeit.

Nach einer Pause fragte die ältere zu Hedwig gewendet: „Wann könnt Ihr denn heiraten? Müßt Ihr lange warten?“

„Nein, wir heiraten schon zu Ostern, dann wird er Vizewachmeister. Im Herbst hat er seine 12 Jahre gedient. Er ist von Hause aus Landwirt und hat sich schon um eine Anstellung in einem königlichen Gestüt beworben. Wenn die nicht gleich frei wird, so kommandieren sie ihn in den königlichen Marstall; vielleicht wird er dann Vereiter dort.“

„Das ist recht schade, ich hatte gehofft, Dich in meinem Laden als kleine Direktive verwenden zu können. Mein Schwigerwelter richtet uns zur Hochzeit einen Blumenladen in einer der Hauptstraßen ein,“ und so redeten sie noch mehr über diese Fragen, die für beide doch von außerordentlicher Bedeutung waren.

Kurt war eilig nach Hause gegangen und zog sich schnell um. Er kam etwa eine Viertelstunde später, als es verabredet worden war, bei Leeren an.

Elise hatte ihn schon sehnsüchtig erwartet; als er endlich kam, ihr die schönen Rosen gab und ihm Beizein des alten Herrn den Grund seiner Verpätung auseinandersetzte, da war sie denn vollkommen zufrieden und auch der Papa nicht beifällig mit dem Kopfe.

„Recht so Kurt, ein Aniana muß halt doch einmal gemacht werden. Du hast, wie es scheint, Glück, na hoffentlich geht's auch so weiter.“

In wenigen Minuten hatten alle drei „der Vorsicht halber zur Erwärmung,“ wie der Papa meinte, ein Glas Cherry getrunken und einen Happen gefrühstückt. Lord, der übrigens wieder dabei sein mußte, war auch nicht vergessen worden und Kurt rief ihm noch zu:

„Lord, das wird später Deine Liebe, kleine Herrin!“ Nach beendeter Imbißaufnahme machten sich alle drei auf den Weg zur Eisbahn.

Da man noch bis zum Abend mit der Veröffentlichung der Verlobung warten wollte, so wandte sich Kurt vor dem Betreten der Eisbahn an Elise mit der Bemerkung:

„Vergiß nicht, Elise, vorsichtig zu sein, daß niemand vorzeitig unser süßes Geheimnis erfährt!“

Erzprinz Hohentlohe

hat sein Amt als Vizepräsident niedergelegt. Diese Verzichtleistung kam völlig unerwartet, denn seit seiner Wahl zu diesem hohen Ehrenamte hat sich die politische Konstellation um nichts verschoben, alle gegenwärtigen Behauptungen sind nichts anderes als Vermutungen und Hoffnungen die sich weder beweisen lassen noch eintreten werden. Damit muß man sich abfinden.

Unter Festhaltung der tatsächlichen Verhältnisse bleibt die Niederlegung ziemlich unverständlich.

Der Erzprinz stützt sich nun auf die Wirkungen und den Inhalt der Borromäus-Erklärung.

Als aufrichter Mann, der gegen die Schmähungen des Papstes Einspruch erhebt, hätte er gerade alle Ursache gehabt, sein Amt in Treue weiter zu führen.

Wie mitgeteilt wird, werden in diesem Jahre verjüngte weise mehrfach an Sonntagen

Spielenachmittage für schulentlassene Knaben

eingesetzt, an denen turnerische Übungen stattfinden sollen. Schon im vorigen Jahre wurden damit in mehreren Regimentsbezirken, besonders auf dem Lande Versuche gemacht, die allerdings von der Landbevölkerung nicht mit dem richtigen Interesse behandelt wurden. Die Regierung zu Wiesbaden hat für dieses Jahr 15 Spielstunden bestimmt. Zur Spielzeit wurden in ihrem Auftrage die Lehrer bestimmt, die dafür eine Vergütung von 100 Mark erhalten. Die Gemeinden müssen dazu 30 Mark beisteuern. Da die Landbevölkerung früher in den Spielen eine Ablenkung der heranwachsenden Jugend von der landwirtschaftlichen Arbeit sah, die infolge des Arbeitermangels schon an sich recht schwierig verstehen werden kann, so sollen die Spielenachmittage von nun an stets auf Sonntag gelegt werden.

Aus Rom wird eine

Verstärkung des spanisch-vatikanischen Konflikts gemeldet. Der neue von Canalejas dem spanischen Senate vorgelegte Gesetzentwurf, welcher die Niederlassung religiöser Orden in Spanien bis zur Modifikation des geltenden Vereinsgesetzes verbietet, erscheint dem Vatikan als eine abermalige, nach dem letzten vatikanischen Entgegenkommen besonders empfindliche gehässige provozierende Inkorrektheit. Inspirierte Zeitungsartikel, darunter eine Note im „Osservatore Romano“, erklären die Fortsetzung der spanisch-vatikanischen diplomatischen Verhandlungen unter solchen Umständen für sehr schwierig und halten den endgültigen Abbruch der Verhandlungen für wahrscheinlich.

Die Streitfrage, die augenblicklich in der

Arretierung

im Vordergrunde stand, die Zulassung der Mohammedaner ohne Eid zu Nationalversammlung und Kestern, ist nach den Wünschen der Mächte gelöst. Die Nationalversammlung beschloß mit 55 von 59 erschienenen Abgeordneten die Zulassung der Mohammedaner und vertagte sich dann auf vier Monate. Die Opposition war der Versammlung ferngeblieben. In der Tat ist nun, wenn auch mit knapper Not, ohne die Opposition ein beschlußfähiges Haus zusammengekommen, und dieses ist dem Wunsche der Mächte nachgekommen.

„Aber Kurt, Du bist schlecht, mir zuzutrauen, daß ich nicht schweigen kann!“

„Else, mein süßes Elschen, sei nicht böse, es war ja nur Scherz!“

„Kinder,“ mischte sich der Graf ein, „wißt Ihr, hier zu warten, bis Ihr junges Völkchen Euch ausgetollt hat, dazu ist es mir zu kalt. Ich gehe auf ein halbes Stündchen in das Frühstücksklokal von Krampe.“

„Papachen, Papachen!“ drohte Else scherzend.

„Da sieh' sich einer solch' einen kleinen Tyrannen an! Na, Kurt, da siehst Du, was Deiner später harret!“

„Aber Papa, Du plauderst ja schon aus der Schule!“

„St Kinder,“ machte der alte Herr sich scherzend nach allen Seiten umsehend und den Zeigefinger vor den Mund haltend, „Also, auf Wiedersehen!“

„Adieu, Papa!“

„Lord, geh' brav mit!“ Artig und gehorham wanderte das gute Tier mit dem Papa von dannen.

Else und Kurt waren bald in dem hin- und herwogenden Menschengewühl verschwunden. Es war ihnen gerade so recht, daß sie in der großen Masse untergingen, in der manch' frohes und lachendes Wort fiel.

Note gesunde Waden, freundliches Lächeln verriet, daß gar manches gesprochenes Wort dem richtigen Sinne nach verstanden worden war. Hier in Gottes freier Natur verstehen sich die Herzen schneller und besser, als drin im dumpfen Saale auf schlüpfrigem, glatten Parkettboden, wo banale Redensarten Geist vorstellen sollen, der doch oft nur recht, recht äußerlich angelernt ist!

Else und Kurt ruhten an dem Plätzchen aus, wo er mit ihr vor wenigen Tagen mit dem Schlitten gestanden hatte.

Sie unterhielten sich über ihr damaliges Gespräch, das er dann so plötzlich abgebrochen hatte und mit ihr wie wild und toll davongelaufen war.

Elschen schien von der Erklärung recht befriedigt zu sein, denn sie lächelte glücklich zu dem sie um fast eine Hauptlänge überragenden Kurt hinauf.

„Also hier muß man herkommen, um Dich endlich zu finden...! Es ist nicht schön von Ihnen Else ganz, unserer Gesellschaft zu entziehen,“ lachte Frieda von Halltron beiden die Hand reichend.

„Wir kamen mit Papa, der uns vor wenigen Minuten erst verlassen hat. Suchst Du mich?“

„Na, Else, ich war zwei Tage nicht hier und dann habe

Zurückung. Neue Stoffung befestigt die ganze Umgehung. Elise hatte sich auf die bringenden Seiten des Orchesters für einige Stunden hingelassen und ihm die

hätte er nicht auch unter ihren Gebieten zu leben? Aber in letzter Zeit war er immer fremder, immer unheimlicher geworden. Wie sehr hatte er die do-

Entschluß.

Gemeinschaft? Setzt schaut den Gatten ercent an, sein Ton hat eine so warme Gährung. Elise bin aber etwas erubieren kann, führt Dito fort: „Sie hat vorhin

Ueber die gegenwärtige Stellungnahme des Kohlenyndikats zur Eisenindustrie.

Aus dem Ruhrkohlenbezirk wird uns geschrieben: Vor mehreren Wochen verlautete, daß das Kohlenyndikat sich mit der Absicht trage, bei der demnächst bevorstehenden Preisfestsetzung für Koks für das Winterhalbjahr 1910/11 eine Preiserhöhung vorzunehmen. Daß sich, wenn eine Preiserhöhung für Brennstoffe auch nur als möglich angedeutet wird, aus den Kreisen der Kohlenverbraucher insbesondere der Eisenindustrie sofort heftiger Widerpruch erhebt, bietet den Kohlenyndikaten keine Ueberraschung mehr, da sie sich daran gewöhnt haben, sich mit dieser regelmäßig wiederkehrenden Erscheinung abzufinden. Auf anderen Wirtschaftsgebieten sind Vorgänge, die hiermit zu vergleichen wären, unbekannt. Um einige Beispiele herauszugreifen, sei darauf hingewiesen, daß es den Baumwollspinnern noch nicht in den Sinn gekommen ist, jede Erhöhung der Preise für Baumwolle mit Ausrufen der Entrüstung zu beantworten, oder daß eine Diskontenerhöhung der Reichsbank, mag sie auch noch so unangenehm wirken, keineswegs dem Geldmarkte und der Börse je einmal einen willkommenen Anlaß bietet, über die Diskontpolitik unserer Zentralnotenbank herzufallen. Nur gegenüber dem Kohlenyndikat hat sich die Gewohnheit eingebürgert, jede Preis-schwankung nach oben als einen wirtschaftlichen Fehltritt zu erklären, ohne auch nur die Verhältnisse des Kohlenmarktes selbst eines Wortes zu würdigen. Diese seltsame Erscheinung ist mit der Stellung zu erklären, welche die Kohlenindustrie früher im Wirtschaftsleben eingenommen hat. Die Eisenindustrie hielt es früher für selbstverständlich, daß die Kohlenyndikaten mit ihrer Preispolitik keine andere Absicht zu verfolgen hätten, als den Interessen der Eisenindustrie zu dienen, ohne Rücksicht darauf, ob der Kohlenbergbau sein Auskommen dabei findet oder nicht. Bis zur Gründung des Kohlenyndikats verfügten die Besen über kein Mittel, dieser Auffassung wirksam entgegenzutreten. Erst dem Kohlenyndikat ist es gelungen, mit dieser Anschauung aufzuräumen und den vereinigten Kohlenyndikaten eine Stellung im Wirtschaftsleben zu verschaffen, die ihnen aufgrund ihrer Bedeutung für die gesamte Volkswirtschaft zukommt. Es ist in dieser Hinsicht nur darauf zu verweisen, daß im Jahre 1909 im Oberbergamtsbezirk Dortmund über 330 000 Bergarbeiter beschäftigt wurden, die nach Abzug der Knappschafts- und Invalidenversicherungsbeiträge usw. im vorigen Jahre einen reinen Lohn von fast 446 Millionen Mark verdienten. Diese Emanzipation ist freilich, wie sich immer wieder von neuem herausstellt, nicht nach dem Gesichtspunkt der Eisenindustrie und der anderen Kohlenverbraucher gewesen, da sie immer noch nicht die Vorteile und Bequemlichkeiten vergewaltigen können, die ihnen der Ruhrkohlenbergbau vor der Syndikalisierung geboten hat, wo immer und regelmäßig jeder Rücksicht in erster Linie von den Kohlenyndikaten getragen werden mußte. Geheimrat Kirdorf hat kürzlich bei einer Festlichkeit in Essen auf die Bewertung hingewiesen, welche der Ruhrkohlenbergbau vor der Gründung des Kohlenyndikats genoss, indem er an die Zeiten erinnerte, wo sich an den Kohlenhauern ein Schild mit der Aufschrift befand: „Den Reisenden in Kohlen und Schmieröl ist der Zutritt verboten.“

Die Zeiten, wo der Ruhrkohlenbergbau als die dienende Magd sämtlicher anderer Industriezweige angesehen wurde, sind nun zwar schon seit 17 Jahren vorbei, und es ist wohl anzunehmen, daß unter den Ruhrkohlenyndikaten sich keine einzige befindet, die eine Rückkehr jener Verhältnisse herbeiführt, aber trotzdem hält man in der Eisenindustrie und auch noch in manchen anderen Kreisen die Fiktion aufrecht, daß bei der Bemessung der Preise für Brennstoffe viel weniger die Lage der Kohlenyndikaten als in erster Linie immer diejenige der Kohlenverbraucher, insbesondere der Eisenindustrie, maßgebend zu sein hätte. In demselben Atemzuge wird behauptet, daß das Geschäft auf dem rheinisch-westfälischen Kohlenmarkt gegenwärtig in der bisher wenig befriedigenden Lage verharre, und die Forderung ausgesprochen, daß das Kohlenyndikat von einer Kokspreiserhöhung unter allen Umständen Abstand zu nehmen habe, wenn es nicht den Unmut der Eisenindustrie hervorrufen wolle. Wenn, wie dies zurzeit allgemein geschieht, zugegeben wird, daß der Ruhrkohlenmarkt sich gegenwärtig in einer unbefriedigenden Verfassung befindet, so sollte man erwarten, daß die Preissteigerung als ein Mittel und Versuch der Besen, wieder in bessere Verhältnisse zu kommen, einigem Verständnis der Wirtschaftspolitiker begegnen müßte. Diesem Gedankengange verschließt sich aber die Eisenindustrie vollständig, indem sie kurzerhand behauptet, daß die Kohlenyndikaten die erforderliche Rücksichtnahme auf die Eisenindustrie vermissen lassen.

Es ist bemerkenswert, daß dieser Vorwurf aus denjenigen Kreisen kommt, die durch eine immer weiter gehende Ueberzeugung sich selbst die Preise verzerren. Anstatt sich zu festgesetzten Verbänden zusammenzuschließen, oder bestehende Verbände mit allen Mitteln zu halten, um den gelamten

Eisenmarkt wieder einer Gesundung entgegen zu führen, machen sie den Versuch, die Kohlenyndikaten für die unbefriedigende Lage des Eisenmarktes verantwortlich zu machen. Wie wenig dieser Vorwurf berechtigt ist, geht daraus hervor, daß das Kohlenyndikat, obwohl die einzelnen Werke der Eisenindustrie sich im Auslande untereinander den größten Wettbewerb machen und infolgedessen nicht die Erfolge erzielen, die nach der jeweiligen Marktlage wohl zu erreichen wären, im vorigen Mai die am 1. April aufgehobene Ausfuhrvergütung für Fertigzeugnisse wieder eingeführt hat. Diese Maßnahme erfolgte im Einklange mit dem vorher am 19. Mai zustande gekommenen Beschluß des Stahlwerksverbandes, die Ausfuhrvergütung für weiter verarbeiteteres Halbzeug zu erhöhen. Mit der Wiedereinführung der Ausfuhrvergütung verfolgte das Kohlenyndikat den Zweck, die heimische Eisenindustrie, soweit sie zu seinen Abnehmern gehört, bei ihrem Wettbewerbe mit dem Auslande zu unterstützen. Die Aufhebung der Ausfuhrvergütung war im vorigen Frühjahr analog einer entsprechenden Maßnahme des Stahlwerksverbandes und dessen Vorgänge erfolgt, weil damals allgemein die Auffassung vorherrschte, daß die Eisenindustrie wieder in eine Lage gekommen sei, welche die Gewährung von Ausfuhrvergütungen als überflüssig erscheinen ließe. Als der Stahlwerksverband jedoch im vorigen Mai zu einer anderen Anschauung über die Lage des internationalen Eisenmarktes kam, hielt es auch das Kohlenyndikat für geboten, ihm auf diesem Wege zu folgen. Auf diese Weise ist die Wiedereinführung der Ausfuhrvergütung, die seinerzeit von der Eisenindustrie mit großer Genugtuung begrüßt wurde, zustande gekommen und zu erklären. Die Konjunktur auf den ausländischen Eisenmärkten unterliegt bekanntlich großen Schwankungen, denen der inländische Eisenmarkt, wenn er das Ausland aufsucht, folgen muß. Eine richtige Beurteilung des Augenblicks, wo die heimische Eisenindustrie einer Unterstützung bei der Ausfuhr seitens des Kohlenyndikats nicht mehr bedarf, bietet erhebliche Schwierigkeiten, die nicht mit derjenigen Leichtigkeit zu überwinden sind, mit der die Kritik sich post festum an die Sache heranmacht. Mit der Wiedereinführung der Ausfuhrvergütung hat das Kohlenyndikat zweifellos gezeigt, daß es den Bedürfnissen der Eisenindustrie Verständnis entgegenbringt und daß man ihm nicht den Vorwurf machen kann, die Lage der Eisenindustrie nicht gebührend zu berücksichtigen.

Christine Heibel und die Kaiserin Friedrich beim Aufsuchen von vierblättrigen Kleeblättern.

Daß vierblättriger Klee allgemein als Glückskeel angesehen wird, ist bekannt. In den Volksagen spielt er eine große Rolle. Daß indessen auch bedeutende Leute an das Glückverheißende dieser Pflanzen glauben und an die besondere Gabe mancher Personen, Glückskeel zu finden, ist immerhin bemerkenswert. Christine Heibel soll sie in besonderem Grade besitzen haben. Heibel notiert in seinen Tagebüchern während seines Aufenthaltes in Marienthal im Jahre 1854: „Das wunderbare Auge meiner Frau für vierblättrigen Klee betätigt sich auch hier, denn eine ansehnliche Zahl dieser unscheinbaren und doch gern gesehenen Voten des Glücks liegt schon vor mir, und manches von ihrem Ueberfluß hat sie gewohnter Weise wieder verschönt. Es ist ganz eigentümlich, sie sucht nicht und braucht nicht zu suchen, sie wandelt unbefürchtet und an jedem Gespräch teilnehmend an den Wiesen und Grasflächen vorbei, sie blüht sich plötzlich und reicht mir vergnügt ihren Fund. Mein Auge ist ganz so scharf wie das ihrige, mir entgeht keine Stachelnadel am Boden, und ich habe in Paris noch Spaß bis in die Hunderte hinein aufgehoben, aber nie gelang es mir noch, trotz aller Mühe, die ich aufbot, und aller Aufmerksamkeit, die ich anwendete, ein solches Blatt zu finden. Die Sehkraft macht es also nicht aus, sondern es ist eine besondere Eigenschaft, die sie in einem kaummerregenden Maße besitzt.“ Auch von einer anderen Frau, der Kaiserin Friedrich, wird ähnliches erzählt. Der jüngst verstorbene Schriftsteller Gerhard von Arnim, der als junger Offizier im schleswig-holsteinischen Kriege vom Jahre 1864 einmal von Hamburg aus einen Ausflug nach Blankenese machte, berichtet von der damalsigen Kronprinzessin von Preußen: „Nach der Tafel wurde ein kurzer Spaziergang gemacht, und ich sah, wie sich die Frau Kron-

prinzessin, die eine Zeitlang für sich allein dahinwandelte, plötzlich bückte und die Hand nach der Erde ausstreckte. In der Annahme, daß sie etwas verloren hätte, war ich sofort an ihrer Seite, um ihr behilflich zu sein. Doch sie schüttelte den Kopf und sagte fast ein wenig geheimnisvoll: „Ich suche vierblättrigen Klee! Da!“ — und schon hatte sie sich wieder gebückt und ein mit scharfem Auge erpäshtes Vierblatt abgepflückt — „da habe ich eines. Das ist für den Kronprinzen, es soll ihm Glück bringen!“ Sie hielt den kleinen Kleezweig in der Hand und schritt emsig suchend weiter. Ich war an ihrer Seite geblieben und strengte meinen Sehnerv nach Möglichkeit an, um auch meinerseits solch ein glückverheißendes Vierblatt zu entdecken, es gelang mir nicht, das Gewünschte zu erpäschen, und so oft ich auch zugriff, immer war ich getäuscht und hatte nur ein ganz gewöhnliches Dreiblatt erwischt. Mein Mißgeschick schien sie zu belustigen; sie selbst hatte sich in dem Erkennen der Blätter noch nicht ein einziges Mal geirrt. Unversehens beugte sie sich wieder zur Erde, so schnell, daß ich ihr nicht zuvorkommen konnte: „Da habe ich wieder eines! Das soll für Sie sein; mag es seine Bedeutung auch an Ihnen erfüllen.“

Fast eine halbe Milliarde Ersparnisse

wurden in einem einzigen Jahre durch die Sparkassen in Preußen gemacht. Ein hübsches Stümchen wachsenden Volksvermögens — der kleinen Leute!

Die Anzahl der Sparkassen stieg während des Rechnungsjahres 1908 von 1639 auf 1678. Von diesen 1678 Sparkassen waren 763 städtische (gegen 749 im Vorjahre), 259 Landgemeinde- u. w. Kassen (251), 460 Kreis- und Amtssparkassen (453), 6 Provinzial- und ständische (wie im Vorjahre) und 190 Vereins- und Privatsparkassen (180). Zu den 1678 Sparkassen gehörten 683 Filial- oder Nebenkassen und 3383 Sammel- oder Annahmestellen. Es kam eine Sparstelle auf 6823 Einwohner, gegen 7075 im Jahre 1907. Die meisten Sparkassen hat die Rheinprovinz (254); es folgen Westfalen (215), Schleswig-Holstein (206), Schlesien (192), Hannover (177), Sachsen (144), Brandenburg (120), Posen (89), Hessen-Nassau (85), Pommern (84), Ostpreußen (61), Westpreußen (48), Berlin (2) und Hohenzollern (1).

Sparkassenbücher waren 11 842 692 im Umlauf; gesperrt waren 226 365 Bücher. Die Einlagen betrugen am Schlusse des Berichtsjahres 9571 Millionen Mark, gegenüber dem Jahre 1907 nahmen sie um 451 Millionen zu. Von diesen Einlagen sind bei den städtischen Sparkassen 51 v. H., bei den Kreisparkassen 33 v. H. und bei den übrigen Sparkassen zusammen 16 v. H. eingezahlt. Auf den Kopf der Bevölkerung Preußens kamen an Spareinlagen 244 Mark, gegen 267 Mark im Jahre 1907, und auf jedes Sparkassenbuch im Durchschnitt 808 Mark, gegen 794 Mark im Vorjahre.

Wichtige Entscheidungen.

Rechtsungültigkeit der polizeilichen Streikpostenverbote. Auch das Oberlandesgericht in Braunschweig hat die willkürliche Beschränkung der staatsbürgerlichen Bewegungsfreiheit der Arbeiter, zu der auch das Streiken und das Streikpostenstellen an sich gehört, als gesetzlich unzulässig gerügt. Bei einem Tischlerstreik in Helmstedt hatte die Polizei kurzerhand für einzelne Stadtteile das Streikpostenstellen verboten und einzelne Tischlergehilfen, die sich ihr Recht trotzdem nicht nehmen lassen wollten, mit Strafverfügungen bedroht. Schöffengericht und Strafkammer stimmten dem Vorgehen der Polizei zu, das Oberlandesgericht aber bestritt die Zulässigkeit eines so allgemein erlassenen Verkehrsverbots und hob die Strafverfügungen auf.

ich Dich auch vorher nur sehr kurz gesprochen.“ Und zu Kurt gewandt, sagte er lachend fort:

„Sie entziehen uns Elfe jetzt ganz, das ist doch etwas zu egoistisch oder meinen Sie nicht?“

„Nun, wie man es nehmen will, Männer sind immer egoistisch“, warf Kurt hin.

„Da hast Du recht, Kurt“, meinte Elfe.

„Was ist das? Du?“ Bald Elfe, bald Kurt anschauend, bedurfte Frieda einiger Sekunden, um sich von ihrem Erstaunen zu erholen, das aber durch Kurt schnell unterbrochen wurde.

„Na, Elschen, was habe ich Dir vorhin noch gesagt? Siehst Du, nun hast Du doch geplatzt!“

„Kurt, sei nicht böse“, bat Elfe schmeichelnd.

„Ei, ei, also Deine beste Freundin erfährt auf solche Weise diese reizende Nachricht!“

„Sage nur niemandem etwas davon, Papa will es erst heute Abend tun. Ihr seid schon per Karte eingeladen, an einem „dringenden Feste“ teilzunehmen!“

„Wir dürfen doch bestimmt auf Sie rechnen, mein gnädigstes Fräulein?“

„Gewiß komme ich, aber na, warte Elschen, Du böses, hinterlistiges Kind“, drohte Frieda scherzend.

„Frieda“, bat Elfe dicht an sie heranlaufend, „tue mir nur den einzigen Gefallen und versuche Deinen Bruder fern zu halten. Er würde nur mit seinen Sticheleien und Bemerkungen mich in die tödlichste Angst versetzen.“

Noch näher an die Freundin heranziehend, sagte sie ihr leise ins Ohr:

„Weißt Du, Kurt ist dann gleich so heftig und es könnte sonst nur zu unnötigen Auseinandersetzungen kommen, die ich vermeiden möchte.“

„Oh, Heimlichkeiten, Elfe, darf ich sie auch hören?“

„Später, ja Kurt, heute nicht!“

„Aber Elfe!“

„Mein Bruder“, fuhr Frieda fort, „hat sich mit einigen alten Korpssoldaten zur Silberfeier verabredet, er wird also nicht kommen.“

Nun aber noch einmal meine aller, allerherzlichsten Glückwünsche, meine kleine Elfe und auch für Sie Herr von Stöckert.“

„Vorichtig, da kommt ein Herr gerade auf uns zugefliegt. Kennen Sie ihn?“

„Ach, das ist ja Herr von Stöckert, ein alter Bekannter, der heute schon zwei Körbe von mir annehmen mußte.“

Die Vorstellung der beiden Herren war schnell geschehen und unter heftigem Scherzen flogen die vier bald in weiten Bogen über den See.

Plötzlich stürzte ihnen Kurt's großer Hund entgegen und zeigte Elfe und Kurt hierdurch die Rückkehr des alten Grafen an. Er stand mit Hans zusammen am Ufer. Auf diese Stelle sausten die vier zu.

Nach kurzer Begrüßung mahnte Papa Leeren zum Aufbruch. Er rief den Davoneilenden noch nach:

„Elfe hast Du auch nicht vergessen, Frieda für heute Abend einzuladen.“

Frieda ließ ihre Freundin garnicht zu Worte kommen, sondern gab statt dessen schnell zurück:

„Alles bestellt, wir kommen und gratulieren!“

„Fre... da!“ rief Elfe ganz entrüstet und purpurrot werdend.

„Wa...?“ gab der Graf zurück, „wozu denn?“

„Nun... um Mitternacht zu... Neujahr!“ und laut auflachend vor Ueberrumpfung faufte sie mit ihrem Partner davon.

„s ist 'ne kleine Here, immer hat sie etwas befohlen im Köpfechen. Ich dachte schon, Elfe und Kurt hätten geplaudert; kam es Dir nicht auch im ersten Moment so vor, Hans?“

„Ja, ich hatte das selbe Gefühl wie Du, Papa!“

Der Graf mit seinen beiden Kindern und Kurt brachen bald auf.

„Ich bin doch noch indiskret gewesen“, wandte Kurt sich an den hinter ihm schreitenden alten Herrn!

„So, na erzähle einmal!“

„Hier das Telegramm“, und damit reichte er dem Vater Elfes das Papier.

„Du“, gab jener zurück, griff in seine Brusttasche und reichte Kurt eben solch ein Stück Papier hin.

„Wann ist das angekommen?“ forschte Kurt, es entfaltend.

Der Vater überbrachte es mir vor einer halben Stunde.“

Kurt las den folgenden Inhalt:

Tausend innigen Dank für die gänzlich unerwartete Ueberraschung. Es scheint mir, wie eine Fügung Gottes, daß sich unsere Kinder finden sollten zum Bunde fürs Leben.

Für die ehrenden, freundschaftlichen W... über meinen ge-

lachten Mann sagt Ihnen seinen Dank Ihre alte Freundin Margarete Stöckert.“

Stumm dem braven alten Herrn die Hand drückend, gab Kurt das Telegramm zurück.

Der Abend war herangekommen und allmählich trafen die wenigen geladenen Gäste ein.

Frieda hatte noch einen Gang in die Stadt gemacht und wollte nicht erst noch einmal nach Hause gehen, deshalb war sie schon gegen sieben Uhr gekommen.

Kurt und Elfe hatten über ihre Zukunft plaudernd in dem kleinen Boudoir gesessen und fuhren bei dem unerwarteten Eintritt der Freundin in das Zimmer schnell auseinander.

Sie hatten im Eifer der Unterhaltung, die natürlich von gar manchem süßen Kuß unterbrochen worden war, ganz und gar das Klingeln und auch das leise Knurren Lords überhört, der lang ausgestreckt am Kamin lag.

„Oh wie schade“, lachte Frieda, „ich habe mir schon längst gewünscht, einmal einem wirklichen Liebespaar zusehen zu können und nun ist es mir doch nicht gelungen.“

„Ja, sehen Sie, gnädigstes Fräulein, dann müssen Sie es eben anders anfangen!“

„Wie denn aber?“ fragte sie schelmisch.

„Das ist Amtsgeheimnis!“

„Oh wie schade!“

„Später vielleicht einmal, wenn — —“ unterbrach sie Elfe.

„Da, wenn — —?“

„Wenn Du selbst verlobt sein wirst!“

„Ach laß mich, Du Racker, das hat noch gute Weile, ich denke überhaupt noch garnicht an Heiraten!“

„So, und warum kommt denn Herr von Stöckert so und so oft hierher auf Urlaub und warum ist er denn heute Abend auch eingeladen worden?“ neckte Elfe ihre reizende Freundin, die erötend die beiden jungen Brautleute ansah.

„Ich komme gleich wieder, ich will nur einen Augenblick zu Hans hinaus gehen und nicht länger so interner Unterhaltungen von jungen Damen sein.“ versetzte Kurt, und Elfe einen herzhaften Kuß auf die kleine weiße Hand drückend, eilte er lachend hinaus.

Kaum war Kurt hinausgegangen, so saßen die beiden jungen Mädchen eifrig plaudernd beieinander. Elfe konnte garnicht genug Gutes über Kurt erzählen, was Frieda ihr auch bestätigen mußte. So gingen die Minuten dahin und mit Schrecken merkte Elfe erst kurz vor 8 Uhr, daß sie sich noch nicht festlich geschmückt hatte.

Die Dr...
ber Eisenh...
mord-Natio...
doch muß b...
nicht zur H...
auch die W...
im Herbst...
im Unterh...
Küchlerhand...
werden, um...
Universitäten...
schiffahrtsgel...
worden im...
zahl dazu...
tätigkeits...
rühren, das...
a u b Geh...
Beitrag gel...
platz 17, ab...
teilst die...
Studierenden...
genommen h...
„daß die hie...
einer derarti...
erfreulicherw...
schaft den ent...
sammeln hier...
festen Prä...
herliche Wit...
anuregen. Ein...
stelle zur Ei...

Die Ge...
fang. Soffen...
die Schleusen...
Gerichtsherr...
werden, um...
Wochen erfu...
serdings, die...
tum noch im...
verschiedenst...
hat man gef...
sprach stehn...
seitigt würd...
angehimmelt...
grauam und...
entziehen, ab...
daß eine ge...
Wetterführun...
füllung diese...
weit. Imme...
die Gefolgebe...
an den bevor...
eine Anzahl...
beamteten selb...
gen des Pul...
sondern ihre...
über reblich...
paar Wochen...
vergeht und...

+ Da...
mit dem W...
im Laufe d...
nehmen wer...
und von Un...
fertiggestellt...
mit der Wel...
wollte, im...
Plan scheit...
gen sollen...
kommen. Di...
und Frühling...
heißlich verg...
Luftschiff...
dem Zeppelin...
von 228 Fuß...

Die erste...
Freundinnen...
tamen und m...
Elfes Boudoir...
Die Herr...
Grafen, der...
schwarzen G...
Kurt tru...
Anten Knopf...
er sich vor...
Schwimmübun...
Wasser gezo...
Zwangslö...
sich über klei...
Gesellschaft...
Frau Stadth...
genannt wür...
Stelle nenn...
vor verammel...
herumgezauk...
gesandt wor...
war der Inha...
genügend bet...
meinen Verm...
Bald wur...
den Speisesa...
Eben war...
erhöb sich un...
schwebend alt...
„Aber das...
glückliches Bra...
Man sah...
schmuckte deu...
dann rief er l...
„Das ju...
Stöckert, sie l...
Wie von...
reisenden in d...
Brautpaar ein...
Nach aus...
stlichen Schlo...
was man sonst...

Bismard-Nationaldenkmal.

Die Organisations- und Sammelarbeiten für das auf der Giffenhöhe bei Bingerbrück-Bingen zu erbauende Bismard-Nationaldenkmal nimmt einen erfreulichen Fortgang, doch muß betont werden, daß die notwendige Summe noch nicht zur Hälfte beisammen ist. In jüngster Zeit hat sich auch die Provinz Posen landschaftlich organisiert und wird im Herbst mit den Sammelarbeiten im kleinen beginnen. Zur Unterstützung dieser Arbeiten wird demnächst ein von Künstlerhand entworfenes Straßenplakat herausgegeben werden, um dessen Aufhängung auch die Rektoren der deutschen Universitäten und anderer Hochschulen, sowie die Dampf- und Schiffsahrtsgesellschaften mit Personenbeförderung gebeten worden sind. Erfreulicherweise hat sich schon eine ganze Anzahl dazu bereit erklärt, dieses Werk nationaler Dankbarkeit tatkräftig zu unterstützen. Besonders wohlthuend muß es betonen, daß die Vereinigung deutscher Arbeiter und Gehilfen in Linz (Oesterreich) ebenfalls einen Beitrag gesammelt und an die Geschäftsstelle in Köln, Königsplatz 17, abgeführt hat. Demgegenüber steht recht unvorstellbar die ablehnende Haltung ab, die der „Ausfluß der Studierenden der „Carolo-Wilhelmina“ Braunschweig“ eingenommen hat. In dem betreffenden Schreiben wird erklärt, daß die biesige Studentenschaft aus verschiedenen Gründen einer derartigen Sammlung nicht sympathisch gegenübersteht. Erfreulicherweise nimmt die ganze übrige deutsche Studentenschaft den entgegengesetzten Standpunkt ein und wird tatkräftig sammeln helfen. An alle Bismardfreunde, wie an alle deutschen Frauen und Männer richten wir wiederholt die herzliche Bitte, Beiträge zu spenden, oder zu Sammlungen anzuregen. Auskunst erteilt gerne die oben genannte Geschäftsstelle zur Errichtung eines Bismard-Nationaldenkmals.

Aus dem Gerichtswesen.

Die Gerichtsferien nehmen am Freitag ihren Anfang. Hoffentlich hat Petrus jetzt ein Einsehen und sperrt die Schleusen des Himmels für eine Weile, nicht nur den Gerichtsherrn, sondern auch allen, die sich einiger freier Wochen erfreuen können, zur lebhaften Genugtuung. Allerdings, die Gerichtsferien betreffen das große Publikum noch immer mit gemischten Empfindungen. Von den verschiedensten Seiten, insbesondere aus Handelstreifen, hat man gefordert, daß die Gerichtsferien als im Widerspruch stehend mit der modernen Verkehrsentwicklung beseitigt würden und den Prozessen auch im Hochsommer ungehemmt ihr Lauf gelassen würde. Man ist nicht so grausam und will den Justizbeamten die Ferien überhaupt entziehen, aber man will den Dienst so reguliert wissen, daß eine genügende Vertretung für die unverminderte Weiterführung der Justizpflege sorgt. Nun, bis zur Erfüllung dieser radikalen Wünsche haben wir es wohl noch weit. Immerhin ist das Verlangen des Publikums auf die Geleisungsbahn nicht ohne Einfluß geblieben und auch an den bevorstehenden Gerichtsferien soll zum ersten Male eine Anzahl Neuerungen erprobt werden. Unsere Justizbeamten selber aber werden hoffentlich sich über die Schmerzen des Publikums keine grauen Haare wachsen lassen, sondern ihre Ferien voll ausnützen. Wer das volle Jahr über redlich gearbeitet hat, hat auch Anspruch auf ein paar Wochen, in denen er ausspannt, Bücher und Papier vergißt und Erholung draußen in Feld und Wald sucht.

* Das transatlantische Luftschiff

mit dem Walter Wellman und Melvin Vaniman noch im Laufe dieses Sommers den kühnen Versuch unternehmen werden, den Atlantischen Ozean zu überqueren und von Amerika nach Europa zu fliegen, ist bereits fertiggestellt. Es ist derselbe Luftkrieger, die „Amerika“, mit der Wellman seinen bekannten Versuch unternommen wollte, im Luftschiff den Nordpol zu erreichen. Der Plan scheiterte, aber die dabei gewonnenen Erfahrungen sollen jetzt der transatlantischen Fahrt zu Gute kommen. Die „Amerika“ ist im Laufe dieses Winters und Frühlings in Paris vollkommen umgebaut und erheblich vergrößert worden. Sie ist heute der zweitgrößte Luftschiffstyp der Welt und wird an Größe nur von dem Zeppelin übertroffen. Das Fahrzeug hat eine Länge von 228 Fuß, der größte Durchmesser beträgt 52 Fuß,

bei einer Luftverdrängung von 345 000 Kubikfuß. Die Tragfähigkeit beläuft sich auf 12 Tons. Die Stahlgondel hat eine Länge von 156 Fuß und wiegt allein 4500 Pfund. Die Ballonhülle ist aus drei Schichten gearbeitet, Baumwolle, Seide und drei Gummieinlagen, die ebenfalls 4500 Pfund wiegen. Es wird beabsichtigt, insgesamt 6 Mann an Bord zu nehmen; nach Anrechnung der Mannschaft, der Instrumente, der Motore, der Rettungsapparate und des Proviantes, die zusammen 5000 Pfund wiegen, bleibt eine Tragfähigkeit von 10 000 Pfund zur Mitführung von Gasolin frei. Insgesamt verfügt die „Amerika“ über drei Motoren, von denen jedoch nur einer gewöhnlich in Gebrauch genommen werden soll; dieser hat 70—80 Pferdekraft und würde dem Luftkrieger eine Geschwindigkeit von 20 englischen Meilen in der Stunde verleihen. Für größere Geschwindigkeiten steht ein besonderer Achtzylindermotor zur Verfügung, der 200 Pferdekraft entwickelt. Ein kleiner 5-P-Motor dient zum Betriebe der Luftpumpe und leistet kleine maschinelle Hilfsarbeiten. Die größte Schwierigkeit während der Fahrt wird in der Ausgleitung der Schwankungen der Tragfähigkeit liegen, die durch die Temperaturveränderungen und andere Umstände eintreten.

Allerlei.

Im Neubau des königlichen Opernhouses in Berlin hat sich ein bedauerlicher Unfall zugetragen. Ein Arbeiter bestieg das in der Mitte des Gebäudes aufgetragene Gerüst, das die Erhöhung der Bühne um 12 Meter bewerkstelligen sollte, und wollte von einem schmalen Brett zu einem anderen gehen. In der Mitte angelangt, trat er einen Fehltritt und stürzte aus beträchtlicher Höhe auf die Bühne herab. Er erlitt so schwere Verletzungen, daß der Tod auf der Stelle eintrat.

Feuer im Finanzministerium. Durch Feuer im Finanzministerium hinter dem Rastanienwäldchen in Berlin, entstanden durch die Explosion einer Gasätherlampe, wurden verschiedene Geräte vernichtet. Das Feuer konnte aber durch das Eingreifen der Feuerwehr bald gelöscht werden.

Durch einen umstürzenden Gerüstwagen verletzt. Auf dem Spittelmarkt in Berlin stürzte ein hochbeladener Gerüstwagen um. Vier Personen, die auf dem Wagen saßen, und mehrere Straßenpassanten wurden dabei verletzt, teilweise schwer.

Sinrichtung eines bestialischen Mörders. In Rathow wurde am Sonnabend morgen der 22-jährige Bergmann Tannberg hingerichtet, der sein Kind langsam in bestialischer Weise getötet hatte.

Blut eines 14-jährigen Lehrlings. In Biebrich bei Offenbach starb der 14-jährige Lehrling Bauer auf dem Wege von der Arbeit seinen 16-jährigen Lehrkollegen Bied im Streite mit dem Taschmesser in die Herzgegend. Bied starb alsbald.

Ordnungssinn und Steuerzahlen. In der „Schlesischen Zeitung“ lesen wir folgende, auch in anderen Städten beherzigenswerte Annonce: „Mitbürger! Bitte, werft auf öffentlichen Plätzen, Straßen und Gartenanlagen keine Papiere und Schalen fort. Bedenkt, daß das tägliche Auflesen allein in den Gartenanlagen jährlich 12 000 Mark kostet, wofür Müllhändler geleistet werden könnten. Steuerzahler, denkt an Euren Geldbeutel und helft mitwirken, daß Breslau eine saubere Stadt wird. Der städtische Gartendirektor.“

Mord und Selbstmord. Am Freitag nachmittags feuerte in der Nähe des Münchener Vorortes Solln ein Mann auf eine ihn begleitende Dame, mit der er zuvor in einer Wirtschaft Wein getrunken hatte, einen Revolver schuß ab und verletzte sie schwer. Darauf tötete er sich selbst durch einen Schuß in den Mund. Die Personalien der beiden konnten noch nicht festgestellt werden.

Ein Gefangenentransporteur im Eisenbahzug überfallen. Im Eisenbahzug Regensburg-Würzburg ist ein Gefangenentransporteur von zwei an den Händen aneinandergekettenen Straßlingen überfallen und gewürgt worden. Die Straßlinge warfen den Aufseher unter die Sitzbänke, nahmen ihm die Schlüssel ab und schloffen ihre Kesseln auf. Der eine Straßling sprang während der Fahrt aus dem Zug und ist entkommen, den anderen konnte der Aufseher festhalten und mit Hilfe des Bahnpersonals auf der nächsten Station wieder festnehmen.

Entdeckung wertvoller alter Silberstücke auf dem Meeresgrunde. Aus Eberburg wird gemeldet: Vor kurzem wurden von einem Baggerdampfer an der Küste zwei Silberbarren im Gewicht von 50 Kilogramm emporgezogen, welche die Jahreszahl 1692 trugen. Die Nachfor-

sungen ergaben, daß der Silberfund wahrscheinlich von zwei in der Seeschlacht bei La Hougue gesunkenen Schiffen der holländisch-englischen Flotte herrühren dürfte. Die Marinebehörde betraute mit der Verzierung eine Reedereifirma, welche verpflichtet ist, 20 Prozent der etwa aufgefundenen Werte abzuliefern.

Das Observatorium auf dem Mont Blanc zerstört. Das Observatorium auf dem Mont Blanc ist, wie das „Berl. Tagebl.“ aus Zürich berichtet, durch Gletscher bedeckt und zerstört worden. Das Observatorium wurde 1885 unter großen Kosten errichtet.

Londons Wasserversorgung. Im Gebiete der Londoner Wasserwerke werden, wie in einem englischen Blatte zu lesen ist, gegenwärtig etwa 7 Millionen Einwohner versorgt, von denen rund 4,5 Millionen aus der Themse, 2 Millionen aus dem Lea-Fluß und 0,5 Millionen aus dem Tiefbrunnen des Kalksteingebietes Kent ihr Wasser erhalten. Der mittlere Tagesverbrauch betrug etwa 156 Liter auf den Kopf der Bevölkerung oder insgesamt rund 1,08 Millionen Kubikmeter täglich, wovon mehr als die Hälfte aus dem Themsegebiet gedeckt werden muß. Man hat übrigens berechnet, daß die in der Nähe von London verfügbaren Trinkwassermengen auf lange Zeit hinaus ausreichend sein werden, so daß man der Notwendigkeit überhoben ist, Wasser aus dem Gebiet von Wales zu beziehen. Selbst wenn — etwa um das Jahr 1950 — die Bevölkerungsziffer auf 13 Millionen steigen wird, könnte man durch geeignete Anlage von Talsperren aus der Themse weitere 332 000 Kubikmeter täglich und den Rest des Mehrbedarfs aus weiteren Tiefbrunnen in Kent entnehmen.

* Lustiges von den englischen Königskindern.

Aus dem Leben der Kinder König Georgs weiß eine englische Wochenschrift allerlei amüsante Einzelheiten zu berichten. König Eduard hing besonders an seinem ältesten Enkelkinde, dem Prinzen Edward, der vor kurzem von seinem Vater zum Prinzen von Wales ernannt wurde. Er ließ keine Gelegenheit vorbeistehen, sich mit dem fröhlichen Jungen zu unterhalten. Als der kleine Prinz elf Jahre alt war, fragte ihn der Großvater eines Tages, was er gerade in der Geschichtsstunde lerne. „D, alles von Perkin Warbeck.“ „Wer war denn dieser Perkin Warbeck?“ forschte König Eduard. Der kleine Junge sah den Großvater erstaunt an; dann erklärte er stolz: „Er sagte, er sei der Sohn eines Königs. Aber das war nicht wahr, er war der Sohn arbeitsloser Eltern.“ Der kleine Prinz war ein guter Beobachter, und seine Fragen mochten den Lehrer nicht selten in Verlegenheit bringen. Als in der Religionsstunde der ehrwürdige Mentor sich bemühte, dem Jungen eine Vorstellung von der Seligkeit und vom Jenseits zu geben, sagte er auch, daß dort im Himmel alle Menschen, Männer wie Frauen, vollkommen gleich glücklich wären. Prinz Edward sah nachdenklich vor sich hin. Dann meinte er eindringlich: „Werden wir alle, wirklich alle, vollkommen gleich sein?“ „Ja, wohl, mein Junge.“ „Wirklich alle von uns?“ „Ja, gewiß.“ „Großmama und alle?“ „Ja, auch Großmama.“ „Ich weiß ganz genau“, erklärte dann der kleine Prinz sehr entschieden, „daß Großmama das ganz sicher nicht passen würde. Ganz sicher nicht.“ Das übermüdete von den Königskindern aber, das lustigste, dessen Schnurren die Eltern oft zum Lachen bringen, ist der kleine Prinz Henry. König Georg fragte einmal seine Söhne, was sie werden wollten. Edward wollte Soldat werden, Albert Seemann; als aber die Reihe an Henry kam, meinte er eifrig mit glühenden Wangen: „D, wenn ich groß genug bin, dann werde ich ein ganz großes Automobil steuern, und Hunde und alles Mögliche überfahren.“ Ein andermal sah er mit seinem Vater im Wagen und sah, wie bei der Einfahrt in Marlborough-House die Wachtposten ihr Gewehr präsentierten. Der kleine Prinz grübelte eine Weile nach. Dann wandte er sich an den Vater und fragte eindringlich: „Was machen sie denn immer für komische Geschichten mit ihren Schießgewehren, wenn sie Dich sehen? Wollen sie Dir zeigen, daß sie wirklich ein richtiges Schießgewehr haben?“ ...

viel über beide gemunkelt worden war, wollte das Erstaunen und „die reizende Überraschung“, wie es einige junge Damen nannten, kein Ende nehmen. Kaum hatten sich beide auf der einen Seite von jemandem verabschiedet, so erschien schon ein anderer Gratulant auf der anderen, der es „eben erst“ erfahren hatte.

Endlich schien Ruhe nach dem Sturm eingetreten zu sein und das Brautpaar hatte unter freudigem Lachen festgestellt, daß sie nach „dieser Anstrengung“ sich ein wenig in der Konditorei erholen mußten, die am Ufer des Sees aufgeschlagen war, als ihnen Frieda Hallfron mit ihrem Bruder entgegengelassen kam.

Letzterer sammelte ein paar unzusammenhängende Worte, die allem Anscheine nach eine Gratulation sein sollte. Dann machte er noch einige Anspielungen auf „verliebte junge Damen“, „eeliges Weihnachtsfest“, als auch schon ein nicht mißzuverstehender Blick Kurts, den jungen Laffen traf, dem man noch die Spuren der durchlebten Sylvesternacht anah.

„Komm Elfe, ich wünsche nicht, daß Du dich wieder solchen Redensarten, wie am Weihnachtsabend ausgesetzt, als Du mein Zigarrenetui kauftest!“

Mit einer kalten Verbeugung ergriff er mit der anderen freien Hand Frieda Hallfron und ließ mit den beiden Damen davon.

„Na warte, daß sollst Du mir noch büssen!“ zischte Hallfron dem Davoneilenden leise nach.

Beide waren von diesem Moment an Todfeinde.

„Du oder ich!“ murmelte er noch dumpf hinterher.

Die drei saßen nach der Terrasse und tranken dort einen Liqueur.

Elfe setzte sich mit Frieda einen Augenblick an einen Tisch, um auszuruhen, während Kurt sich nach dem nebenstehenden Zigarrenverkäufer durcharbeitete.

Nachdem er sich eine Zigarrette erstanden hatte und dieselbe rauchend, einen Augenblick allein am Rande der Eisbahn stand und vergnügt in das Menschengewühl blickte, traf er seinen Freund Hans Leeren hier.

„Sie haben sich ja in ein recht warmes Nestchen gesetzt“, hörten die beiden Herrn plötzlich neben sich jemanden sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung.

Die Ferienferien beginnen am 15. Juli und endigen am 15. September.

Während der Ferien werden nur in Ferienfällen rmine abgehalten und Entscheidungen erlassen.

Ferienfällen sind: Straffachen, Arrestfachen und eine einseitige Verfügung betreffend Sachen: Miet- und Marktflächen; Streitigkeiten zwischen dem Vermieter und dem Mieter oder Untermieter Wohnräumen oder anderen Räumen oder zwischen dem Mieter und dem Untermieter solcher Räume wegen Ueberlassung, Benutzung oder Räumung, sowie wegen Zurückhaltung der von dem Mieter oder dem Untermieter in die Mieträume eingebrachten Sachen; Streitigkeiten zwischen Dienstherren und Bedienten; zwischen Arbeitgebern u. Arbeitnehmern hinsichtlich des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses sowie in § 8 Abs. 1 Nr. 1 u. 2 des Gesetzes, betreffend die Gewerkschaften, vom 20. Juli 1890 bezeichneten Streitigkeiten; d. h. fachen, Banfachen, wenn über Fortsetzung eines angest. Baus gestritten wird. Auf das Mahnverfahren, das Zwangs-vollstreckungsverfahren und das Konkursverfahren die Ferien ohne Einfluss. Auf Antrag können auch andere, soweit sie bei überer Beschleunigung bedürfen, als einfache bezeichnet werden.

Im übrigen ruht der Betrieb aller nicht schleunigen Sachen.

Ausfahrungen und sonstige Erklärungen in Ordnung fachen werden während der Ferien nur am Dienstag jeder Woche, vormittags von 10-12 Uhr, aufgenommen.

Hattingen, den 2. Juli 1910.

Königliches Amtsgericht.

Bergebung.

Das Schlagen von ca. 1800 Kubikmeter Sandsteinschotter

ist sofort in Afford zu vergeben. Täglich zu leistendes Quantum 70-80 Kubikmeter. Sprockhövel, den 11. Juli 1910.

Continental Eisenbahn-Bau- u. Betriebs-Gesellschaft A. G., Bauleitung Sprockhövel.

Millionen Hausfrauen putzen

mit
Globus
Putzextract
Bestes Metall-Putzmittel

Alte bedeutende Teigwarenfabrik sucht tüchtigen, bei der einschlägigen Kundenschaft gut eingeführten

Vertreter

gegen hohe Provision. Offerten sub K. M. 7094 an Rudolf Mosse, Köln.

Mineralwasser-Vertretung.

Ein hervorragender natürlicher Mineralbrunnen sucht für den tatkräftigen Vertrieb seines beliebten Mineralwassers auf feste Rechnung einen geeigneten

Vertreter

für Hattingen und Umgebung, wo der Brunnen bereits eingeführt ist. Nur erste Firmen, die über Pferd und Wagen verfügen finden Berücksichtigung. Gefl. Angebote sub K. W. 6118 an Rudolf Mosse, Köln.

Wie kann ich mit 3-6 Mark ein Vermögen gewinnen!

Den Weg zum Reichtum und Glück zeigt Ihnen Karl Friedrich Bartels in Schwerin i. M., wenn Sie ihm sofort durch Postkarte Ihre Adresse mitteilen.

Sie sparen

erstaunlich viel Zeit und Kraft und schonen Ihre Wäsche beim Gebrauch von

„Ozonit“
(Prof. Giessler's Patent)
das moderne
Waschmittel.

Überall erhältlich.



Ges. gesch.

Günstiger Kottenverkauf.

Ein Kotten ca. 12 Morgen groß, davon 6 Morgen Weizen und 6 Morgen Acker, der andere Teil aus Waldung besteht, m. massivem Wohnhaus, Obstgarten, i. d. Nähe d. Bahnhofs gelegen, ist durch mich unter günstigen Bedingungen billig zu verkaufen. Eintritt kann sofort erfolgen. In der Nähe liegen einige Bächen. Nähere Auskunft erteilt 4168 Wilhelm Bonzek, Bochum, Ottostraße 8, Telefon 337.

Pfauhahn

Ein Henne billig zu verkaufen. Franz Koch, Dahlhausen Bez. 3 Nr. 39.

3zöll. Sturzkarre, 1 eiserne Ackeregge zu verkaufen. 4213 Heinrich Grote, Schmiedemstr. Bredenscheid.

Größeres Bauerngut mit vollem Inventar und stehender Ernte zu verkaufen. Off. u. Aker 77 postl. Dortmund. Vermittler verboten.

Ein guterhaltener 4165 Pferd u. 1 Bettstelle umzugshalb. billig zu verkaufen. Hattingen, Neustrasse 18, I.

2 Betten

doppeltstüfig, mit Bettst. u. Matratze, erst 3 Mt. im Gebrauch, umstandshalber unter günstigen Bedingungen sofort zu verkaufen. 1695

S. Dick, Vinden, Königstraße 38.

Bäckereigrundstück oder Mählegrundstück sofort gesucht. Angebote vom Besitzer unter „Mühle 77“ postl. Bochum. 4260

Tüchtiger Heizer und Maschinist

per sofort gesucht. 4143 Papierfabrik Blantenstein in Blantenstein-Ruhr.

Tüchtiger 1708 Bäckergehilfe sofort gesucht. G. Timmer, Vinden.

Zum baldigen Eintritt ein zuverlässiges 4267 Mädchen für Küche u. Hausarbeit gesucht. Frau Ambrichter Welter, Hattingen, Wilhelmstraße 20.

Tüchtiges 4203 Mädchen zum 15. August gesucht. Frau Paul Nieland, Dattp. Johannstraße 6.

„Meine Sungen sind angegriffen, ich hatte keinen

Appetit

u. nahm immer mehr ab. Auf ärztl. Rat trank ich tägl. eine kleine Altkuchendorfer Mark-Sprudel-Starkquelle (Sob. Gien-Mangan-ochialquelle). Darnach hat mein Appetit sich bedeutend gebessert, u. ich 14 Tage hatte ich 8 Pf. zugenommen. Mein Befinden läßt nichts zu wünschen übrig u. mein Lebensmut nimmt v. Tag z. Tag zu. Auch d. Blut-armut wurde durch d. Eisengehalt d. Mark-Sprudels ganz bedeutend gebessert. Dieser schmeckt vorzüglich und ich wünsche v. Herzen, daß er allen Leidenden so wohl tue wie mir. Dießl. S. Verzl. warm empf. Peterfl. 95 Pfg. in d. Apoth. und bei 2851 Otto Siess, Hattingen.

Heidelbeeren

in albekannter, guter Ware liefern von Ende Juli bis Ende August freibleibend zu 18-20 Pfg. pro Pfund unter Nachnahme. 4084

Crudewind & Peus, Weichede-Sauerland. Telef. 40.

Flugmaschinen-Ausstellung Linden-Ruhr.

Vom 13. bis 20. Juli veranstalten wir im Saale des Herrn Heinrich Lutz eine

Flugmaschinen-Ausstellung.

Ausgestellt ist eine vollständige Flugmaschine (Doppel-decker) sowie ein Gleitflieger und eine Luftschrabe (Propeller); letztere wird im Betrieb vorgeführt.

Eintrittspreis: Erwachsene 30 P., Kinder 10 P.

Wir bitten um zahlreichen Besuch dieser Ausstellung, um dadurch gleichzeitig unser Unternehmen unterstützen und fördern zu helfen.

Schachtungsvoll H. Bergmann, O. Rhode.

Das nationalliberale Volksbureau in Hattingen, Bahnhofstr. 43.

erteilt an die Mitglieder des Nationalen Vereins und der evangelischen Arbeitervereine unentgeltlich Rat und Auskunft in allen Rechtsangelegenheiten (mit Ausnahme der Zivilprozeßsachen).

Sprechstunden finden statt

in Hattingen in der Gerichtsstelle jeden Donnerstag, vormittags von 9 bis 1 Uhr und nachmittags von 4 bis 6 Uhr,

in Niederstüter jeden ersten Dienstag beim Wirt Meßmann und jeden dritten Dienstag im Monat beim Wirt Trögeler (am Stuten), nachmittags von 3 bis 5 Uhr,

in Blankenstein jeden ersten und dritten Mittwoch im Monat, nachmittags von 3 bis 5 Uhr beim Wirt Kämpfer,

in Nierenhof jeden zweiten und vierten Dienstag im Monat, nachmittags von 3-5 Uhr beim Wirt Bachmann.

in Buchholz-Hammerthal jeden zweiten und vierten Mittwoch im Monat, nachmittags von 3 bis 5 Uhr beim Wirt Schwaime.

Führer

im Kreise Hattingen erschien im Selbstverlag von A. Brämer, Hattingen-Ruhr:

Wanderungen im Kreise Hattingen

nebst einer

Kreiskarte mit Entfernungangaben, einem

Stadtplan und 10 Abbildungen.

Preis 1 Mk. Preis 1 Mk.

Der Führer ist in allen Buchhandlungen und in den im Anhang verzeichneten Ausflugslokalen vorrätig.

Stottern!

Ueber dauernde Beseitigung gilt Auskunft umsonst erteilt. Stotterer. Osk. Hausdörfer, Breslau-Wilhelmsruh H. 36. Zahlreiche Danks. und glanz. Empfeh. von Ärzten, Geistlichen, Lehrern usw.

Hilfe! Hilfe! Hilfe kann Jeder sofort leisten mit:



Die reichhaltigste und kompletteste Ausstattung mit den bewährtesten medizinischen Medikamenten, Präparaten, Bandagen, Verbandstoffen und Material wird nur durch Hoppe's Taschen-Apotheke geboten. Unentbehrlich für Jedermann, in jedem Haushalt, bei Reisen, Ausflügen, Partien, Vergnügungen etc. um sofort die erste Hilfe bei Unfällen, Verletzungen, Quetschungen, Verwundungen, Blutungen, Ohnmachtsanfällen, Unwohlsein etc. leisten zu können. Ausführliche Anweisung für Anwendung und Gebrauch jedes Medikaments und Präparates ist beigegeben. — Zu haben in allen Apotheken u. Drogeriehandlungen zum Preise von nur 3,- Mk. oder direkt durch:

Carl Hoppe & Co., Spezialitäten-Fabrik, Berlin SW. 48

Katalog über populär-medizinische Werke sowie über hygienische u. sanitäre Gummi-Spezialitäten verlangt man nur direkt gegen Beifügung von 20 Pfg. Porto für geschlossene Briefzusendung.

Tausende Raucher empfehlen

meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr köstlichen und gesunden Tabak. 1 Tabakspieße umsonst zu 1 Pfd. meines berühmten Förster-Tabak für M. 42 Pfg. 9 Pfd. Pastorentabak a. Pfeife kost. 200 M. 50 Pfg. 5 Pfd. Jagd-Tabak a. Pfeife M. 50 Pfg. 5 Pfd. Kasperl-Tabak a. Pfeife M. 75 Pfg. 5 Pfd. Frankfurter-Tabak a. Pfeife M. 100 Pfg. 5 Pfd. gegen Nachnahme. Bitte anzugeben, ob nachsendende Gesundheitliche Pfeife oder eine reichgeschmückte Holzspieße oder eine lange Pfeife erwünscht.

E. Köller, Bruchsal (Baden) — Fabrik. Weintrut!

Dr. Kraus, Dortmund.

Spezialarzt für Haut-, Harn- und Blasenleiden.

Liht-Institut, Laboratorium f. Blutuntersuchung

verlegt seine Wohnung von Betenstrasse 7 nach

Ostenhellweg 42/44.

Sprechst. 1/28-3/4, 11-1 vorm. 3-6 N. 3783

Telephon 1877.

Rosflair

mit Brut vernichtet radikal Rademachers Goldgeist. Patent. d. gesch. No. 75198. Geruch: u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert d. Haarwuchs, verhilft den Zuzug v. Parasiten. Wichtig f. Schulkinder. Flasche 50 Pfg. Erhältl. in Drogerien und Apotheken. Wo nicht erhältlich gegen Eins. v. 50 Pfg. direkt v. all. Fabrik. Rademacher & Co., Siegburg.

100 gold-gebe Sandfäse

M. 2.95 jrt. geg. Nachnahme. 60 gr. Bauernfäse M. 3.50 76 Thür. Stangenfäse M. 3.50. verdient Heinrich Pagen, Käsefabrik Harfumi, Sa. Nr. 143. Wiedervert. bitte Preisl. verl.

Technikum Hochbau, Maschinenbau, Zieglerschule, Heizerschule, Elektroschule. Beginn 3. Nov. Vorunter. 5. Okt. 1. Sitzung. kostenfrei. Lemgo.

Fahnen, Reinecke Vereinsbedarfsartikel.

PIANOS

u. Flügel in altbewährter Güte, IBACH-PIANOLA-PIANOS d. h. IBACH Pianinos mit eingebautem Klavienspielapparat, Pianolas mit Themodist und Metrostyle, sowie Harmoniums, empfehle in reicher Auswahl zu bequemen Bedingungen

Rud. Ibach Sohn

Kais. u. Königl. Hof-Flügel- und Pianino-Fabrik, gegr. 1794

Barmen, Neuerweg 40.

Bei Kauf, Miete, Umtausch, Reparatur oder Stimmung wende man sich an die mehr als hundertjährige Erfahrung des durch vier Generationen bestehenden Hauses

IBACH

Strickmaschinen mit Marktzahlung. Allw. Bracht-Rat. gratis. P. Kirsch. D. obel.

Überzeugen Sie sich, daß die Deutschland-Fahrräder

die besten, daher im Gebrauch die allerbilligsten sind. Verlangen Sie Preisliste, die reichhaltigste d. Branche, und über Radfahrer-Bedarfs-u. Sportartikel, Nähmaschinen, Uhren etc. kostenlos von den Deutschland-Fahrrad-Werken August Siukenbrock Einbeck. Altesies u. größtes Fahrradhaus Deutschlands

Es war glaube ich, h in Rußland, fährlich, sich eine Anstrengung. Die Welt ist und sich so. Man hatte in die in Schar diesen Umkärfahrung, als nicht nach ganz eine R gezogen, daß über es lieh notwendig, ich ohne Federn, Sonnenlicht dem Bahnhof Petersburg n überfüllt. In die Rupe eben im Beg Herrn auf fr Berlin wäre. mit Wein, u höchste Zeit. Zum Be then Wagen ind. Der G dieser den W zwei Korridore angebracht if die ganze Br tionen stre hieses Rupe folgen befand ter ist, so fin befinden, dur einander gete einen Rupee trochen wird.

Königin Luise.

Ein Gedenkblatt zu ihrem Todestage vor 100 Jahren.

Am 19. Juli 1810, morgens 9 Uhr, schloß Königin Luise, Preußens Schutzgeist, im Schloß Hohenzietz bei Neu-Strelitz die Augen zum ewigen Schlaf. Eine fränke Lunge und eine Mißbildung im Herzen hatten ihrem Dasein im 35. Lebensjahre ein Ziel gesetzt, viel zu früh für ihren Gatten für ihre Kinder und für ihr Volk. Hundert Jahre sind seit jenem Tage, den die Zeitgenossen einmütig als den schmerzhaftesten persönlichen Verlust und als nationales Unglück bezeichnet haben, dahingegangen, ein Zeitraum, lang genug, um die Erinnerung selbst an manche Leuchte des Geistes und des Wissens verblasen zu lassen. Aber Luises Ge-



Königin Luise

halt strahlt in immer reinerem und hellerem Lichte vor dem Bewußtsein der Gegenwart auf und das Eingetragte ihres holdseligen und zugleich großartigen Wesens tritt um so klarer in die Erscheinung, je mehr sich der Geist vorurteilsfreier Geschichte heute darin verkennt kann. Eher dürfen wir sagen, daß die Reinheit und Größe dieser Frauenseele

Im engumgrenzten Rahmen dieser Betrachtung ist es unmöglich, den äußeren Lebensgang der unvergeßlichen Königin auch nur flüchtig zu skizzieren; er dürfte zudem, dicht verwoben mit Preußens Geschichte in seinen schwersten Stunden, jedem Deutschen bekannt sein. Dagegen möchten wir einige charakteristische Linien des Innenlebens Luises aufzuzeichnen versuchen. Da fesselt zunächst das rein Weibliche ihrer Persönlichkeit. Nicht oft hat eine solche Seele in so schönem Körper gewohnt, wie bei dieser Fürstin. Sie bezauberte, wo sie erschien, durch ihren Liebreiz, und das um so mehr, je weniger sie dessen sich bewußt war. Das Geheimnis des Zaubers, der von ihr ausging, lag darin, daß ihr Aeußeres der lichte Abglanz ihres Innern war, von dem Bräutling in seinem köstlichen Lebens- und Charakterbild einmal lag: „Wie die Rose nicht ahnt, wie lieblich ihre Farben und ihr Duft sind, und wie der Vogel nicht weiß, wie erquicklich sein Lied schallt, so wenig war sich diese Königin bewußt, welche innere Schönheit aus ihr strahlte, welche Kraft die ausgeglichene Harmonie ihres Wesens in sich barg.“ Und ihr großer Zeitgenosse, der berühmte Theologe Schleiermacher, hat ganz in diesem Sinne sie als eine der „seltenen Erscheinungen der Welt“ bezeichnet, „in welcher das Innere und Aeußere zum schönsten Einklang verbunden ist“. Diese Harmonie wird verständlich, wenn wir aus ihrem eigenen Munde die entscheidenden Lösungen ihres Lebens vernehmen: „Wahrheit geht mir über alles“ und „Wer liebt der lebt, und nur der lebt, der liebt, das ist mein Wahlspruch, mit dem ich lebe und sterbe.“ Und wie sie treu sie ihn erfüllt hat, beweist das Wort aus ihren letzten Lebensstagen: „Opfer und Aufopferung ist mein Leben.“ Gewiß, Luise war schon von Anfang an eine sehr glücklich angelegte Natur; der Ernst des norddeutschen Charakters vom Vater, dem Prinzen Karl von Mecklenburg, hatte sich mit dem Sonnigen des süddeutschen von mütterlicher Seite, der Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt, zu einer wundervollen Einheit zusammengefügt, und die eigentliche, treueste Erzieherin ihrer Jugend, ihre Großmutter Prinzessin Georg Wilhelm in Darmstadt, hatte das Beste dazu getan. Aber ergreifend ist, wie Luise dann immerdar an sich selbst weiter gearbeitet hat, „die Aufgabe meines Lebens“ — wie sie einmal an Kriegsrat Scheffner schreibt — „mit mir klarem Bewußtsein zur inneren Harmonie zu bilden, nicht zu verfehlen, sondern ihr zu genügen.“ So wurde sie ihrem Gemahl, dem sie neun Kinder geschenkt hat, die treueste Gattin, ihren Kindern die liebevollste Mutter, ihren Zeitgenossen ein fast unerreichbares Vorbild edelster Frauenwürde.

Und diese Frau, ausgestattet mit allen Vorzügen echter Weiblichkeit, wird geradezu groß als Königin. Hier ist vielleicht der Punkt, wo man ihrer Bedeutung in weiteren Kreisen noch immer nicht gerecht genug geworden ist. Luise fühlte weit mehr als preußisch, sie war eine Deutsche durch und durch, und als solche wahrhaft wert, die Mutter des ersten deutschen Kaisers geworden zu sein. Ohne die feine Grenzlinie zu überschreiten, die für die Frau und Fürstin den Geschleichen der großen Politik gegenüber gezogen ist, hat sie doch einen unermesslichen Einfluß auf die Erneuerung Preußens während und nach dessen tiefen Falle gehabt. Sie

wenn auch grundehrlichen Wesen Friedrich Wilhelms III. ward sie in den schwersten Tagen eine wahrhaft erhebende Stütze, und es ist kaum zu viel gesagt, daß zu einem guten Teil Luise durch ihr treues Ausstehen und ihre erkaunliche Klarheit selbst staatsmännischen Erfassens die Saat getreut hat, die wenige Jahre nach ihrem Tode in den Befreiungskriegen als Segenernte aufgegangen ist.

Wie ist — zumal im Bild auf die furchtbaren Lebensjahre und die fast ununterbrochene Kette schwerster Enttäuschungen und Demütigungen unter dem eisernen Joch des forstlichen Emporkömmlings Napoleon — diese Seelengröße und Charakterstärke Luises in ihren letzten Wurzeln zu erklären? Luise war groß als Frau und Königin, am größten aber als Christin. Ihr Glaube, dessen Grund schon in den Tagen ihrer Kindheit trotz der verwaschenen „Aufklärung“ jener Zeit gut gelegt war, wuchs mit den Stürmen des Lebens zu immer kostbarerem Maße an. Durch ihre Briefe klingt ein immer entschiedenerer Ton: „Ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem inneren Frieden gelangt, welche mich hoffen lassen, daß ich mit der Fassung und Demut einer echten Christin alle Fügungen Gottes und alle Leiden ertragen werde, die mit zu meiner Läuterung geschickt werden. Denn von diesem Standpunkt betrachte ich alle Heimlichkeiten, die uns hienieden beugen.“ Diese Glaubenskraft und Glaubensstiefe führte sie schließlich zu jenem heldenhaften Bekenntnis: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind.“ In mitten meines Elendes sage ich schon: Es ist Gottes Segen!

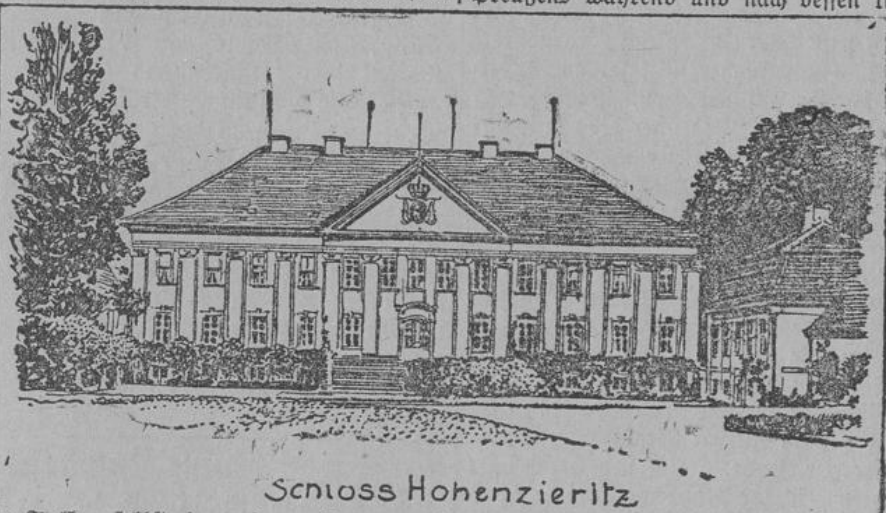
Im Lichte dieser religiösen Abgeschlossenheit erst versteht man die ganze Größe, aber auch die wunderbare Kraft, die von Luises Wesen auf ihre ganze Zeit ausging und weiter auf alle Zeiten ausgehen wird, solange man von den edelsten Frauen deutscher Geschichte singt und sagt. Und in diesem Lichte erkennen wir ganz die schöne Bräutliche Gesamtwürdigung des Charakters Luises: „Das ist doch das Ungeheuerliche an ihr, wie sie in allen Lagen ihres Lebens, von der jugendfrohen Morgenzeit an bis zu den leidvollen Tagen von Tilsit, sich selber treu blieb: immer dieselbe, stets reicher und reifer werdend, aus ewigen Quellen schöpfend, zu ewigen Zielen sich strebend.“ Sie war eine Verkörperung des Wortes ihres großen Zeitgenossen Goethe: „Höchstes Glück der Menschenfinder ist doch die Persönlichkeit.“ Und damit wurde sie zu einem Wegweiser für eine Zeit, die je länger je mehr in dem Vielerlei des Lebens sich befinden muß, daß nicht das, was wir haben, wissen, können, wollen, unter Bestes ausmacht, sondern das, was wir sind.

So möge Königin Luise von Preußen auch heute noch fortwirken als Erzieherin ihres Volkes. Ihr Andenken bleibt geeignet auf immerdar.

Ferdinand Ratsch.

* Leuchtende Geschosse.

Eine Reihe interessanter artilleristischer Versuche sind im Fort Albert bei Zarnmouth auf der Insel Wight soeben vorgenommen worden; ihr Zweck war die Prüfung einer neuen Erfindung, die es ermöglicht, auch im Dunkel der Nacht den Flug von Geschossen zu verfolgen. Die Neuerung besteht in einem Metallzylinder, der an die Basis des Geschosses angeschraubt wird. In dem Zylinder befindet sich eine besondere Substanz, die in dem Augenblick, in dem das Geschöß den Lauf des Geschützes verläßt, aufleuchtet und ein sehr helles, klar sichtbares Licht gibt. Damit wird es dem Kanonier möglich, zu beobachten, ob die Granate oder das Schrapnell ihr Ziel erreichen, bezw. welche Korrekturen nötig sind. Es wurden etwa 50 Schüsse abgegeben, bei denen das Geschöß deutlich verfolgt werden konnte. Die Zuschauer, die zufällig Zeuge dieser interessanten Versuche wurden, genossen einen herrlichen Anblick, wenn durch das Dunkel der Nacht die kleinen leuchtenden Punkte mit Blitzesschnelle dahin zühten; die militärischen Sachverständigen aber gewannen außerordentlich wichtige Erkenntnisse; es zeigte sich besonders, daß Geschosse, die das Wasser streifen, eine überraschend starke Richtungsänderung erfahren; zweimal konnte man beobachten, wie solche Geschosse nach der Berührung mit dem Wasser fast senkrecht in die Höhe gingen.



Schloss Hohenzietz

von einem Teile des Volkes selbst in unseren Tagen noch zu wenig klar erkannt ist, als daß behauptet werden dürfte, die Länge der Zeit und überreiche Hohenzietzlegende habe um die Gestalt Luises einen derart verklärenden Schimmer gewoben, daß er vor der Wirklichkeit nicht bestehen könne.

war in Wirklichkeit „Preußens Stern in dunkler Nacht“, und die Herzen aller derer, die noch nicht ganz verzweifeln, daß das Erbe Friedrichs des Großen für immer verloren sei, wandten sich ihr zu, die mit Rat und Tat dafür eintrat, es für Preußen und Deutschland zu retten. Dem schwankenden,

solchen Dingen. Sie zogen ihre Röcke aus und rollten sie als Kopfkissen zusammen, die Kragen und Kravatten befestigten sie mit Stednadeln an die Wände des Wagens, Bantoffel lieferten die Stiefel und nachdem sie große seidene Halstücher über ihre Röcke gedreht und ihre Reisetaschen hervorgeholt, waren sie fertig.

In dem Netzwert über meinem Kopfe lag eine Reisetasche, die dem kleineren Herrn gehörte, der sich Tamplin nannte. Er und sein Freund Storn legten sich auf den Sitz mir gegenüber nieder, so daß ich den andern Sitz ganz für mich behielt; Storn lag mit seinem Kopf dem Fenster zu, das Gesicht nach mir gewendet; ich mit dem Gesicht ihm zugewandt und wir waren einander so nahe, daß wir uns fast berührten. Tamplin lag mit dem Kopfe gegen das andere Fenster. Unter meinem Haupt hatte ich einen Heberzieher, in dessen Tasche sich ein sechs-läufiger Revolver befand, ein alter Reisegefährte, so daß ich nur meine Hand unter den Kopf zu schieben brauchte, um meinen Finger auf den Abzug zu legen. Indessen hatte ich zur Zeit nicht den geringsten Argwohn.

Tamplin fragte mich, ob es mir recht wäre, wenn er den kleinen Vorhang um die Lampe ganz zuziehete. Ich hatte natürlich nichts dagegen, und das Rupee war jetzt so dunkel, daß wir einander kaum sehen konnten.

Der Zug ging weiter und weiter und nicht ein Haus war zu erblicken, nur undurchdringlich dichter Wald. Plötzlich schoß der Gedanke durch mein Hirn: Was wäre leichter, als hier herabzu, ermordet und aus dem Fenster geworfen zu werden. Der Leichnam würde im Walde bald von den Wölfen gefunden werden und diese so jede Spur des Verbrechens vernichten.

Ich dachte über meinen Argwohn. Wie unsinnig, sagte ich zu mir selbst, welchen Grund habe ich, diesen Männern zu misstrauen? Es ist wahr, sie haben mit einander gesüßelt und tragen verdächtig viel Juwelen. Aber ich bin ein Narr, mich zu ängstigen; ich will lieber zu schlafen versuchen, ich bin todmüde.

Ich hatte kaum die Augen geschlossen, als die herrschende Stille durch einen scharfen, schnellen Ton unterbrochen wurde. — „Klid!“ Ich hielt den Atem an, und lauschte, meine Nerven aufs äußerste angespannt. Es hörte sich ganz an, als ob der Hahn einer Pistole gespannt würde. Unsinn, wer führt jetzt Pistolen mit sich! Amerikaner besonders haben immer Revolver. Aber wieder „Klid!“ Zum zweiten Male schon, dachte ich und nichts rührte sich.

Die Reisetasche, unter der Tamplin lag, bewegte sich nicht und doch kam der Ton von dort. Geräuschlos fuhr ich mit der Hand unter den Kopf und langte nach meinem Revolver.

Eine schreckliche Fahrt.

Von Otto Waldau.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein ungewöhnlich heißer Sommer und nirgendes glaube ich, hatte die Temperatur eine solche Höhe erreicht, als in Ruhland, wo ich mich zur Zeit befand. Es war gefährlich, sich um die Mittagszeit auf die Straße zu wagen, eine Anstrengung nur den einen Fuß vor den anderen zu setzen. Die Welt schien still zu stehen oder still zu liegen oder zu liegen und sich so ruhig wie möglich ins Unvermeidliche zu fügen. Man hatte kaum die Energie, sich der Mücken zu erwehren, die in Scharen über ihre entkräfteten Opfer verfielen. Unter diesen Umständen war es mir gerade keine angenehme Ueberlegung, als ich ein Telegramm erhielt, welches mich schleunigst nach Berlin zurückberief, besonders da ich noch kaum ganz eine Krankheit überstanden, die ich mir dadurch zugezogen, daß ich das schreckliche Newawasser getrunken hatte. Aber es ließ sich nicht ändern, meine Krankheit war dringend notwendig, so packte ich denn meine Sachen, und eine Droschke ohne Feder, die aber wie der Wind durch die in glühendes Sonnenlicht getauchten Straßen sauste, brachte mich nach dem Bahnhof. Da täglich nur zwei Durchgangszüge von Petersburg nach Berlin fahren, sind sie natürlich fast immer überfüllt. Nachdem ich mein Billet genommen, befüllte ich die Rupee, nur ein kleines war ganz leer. Ich war eben im Begriff hineinzuspringen, als ich eilig von einem Herrn auf französisch gefragt wurde, ob dies der Zug nach Berlin wäre. Ich bejahte, und er, ein Freund von ihm, wie mir schien, und ich selbst flogen in das Rupee. Es war die höchste Zeit, in einer Sekunde waren wir unterwegs.

Zum Verständnis des folgenden muß ich hier die russischen Wagen erklären, die von den deutschen sehr verschieden sind. Der Eingang ist von der Seite; nachdem man von dieser den Wagen betreten, sieht man zur Rechten und linken zwei Korridore, an deren jedem Ende wiederum eine Tür angebracht ist. Dieselben öffnen sich in Abteilungen, die die ganze Breite des Wagens einnehmen und in denen acht Personen sitzen können. Gegenüber dem Hauptingang ist ein kleines Rupee, das nur vier Personen hält, in einem solchen befanden wir uns. Wenn nun die mittlere Abteilung leer ist, so sind die Passagiere, die sich in den zwei Rupees befinden, durch zwei Türen und einen langen Korridor von einander getrennt, so daß es ganz unmöglich ist, in dem einen Rupee zu hören, was in dem andern getan oder gesprochen wird.

Ich hatte ein Zeitung zur Hand genommen, las aber nicht, sondern musterte meine beiden Reisegefährten.

Der eine war ein großer, starkgebauter, blonder Mann, der andere klein und dunkel, ich hielt ihn für einen Franzosen. Beide waren einfach aber gut gekleidet, hatten aber eine erstaunliche Menge Diamantringe an den Fingern, die entweder von großem Wert oder ganz wertlos waren.

Im ganzen fiel die Betrachtung zu meiner Zufriedenheit aus, und ich war eben im Begriff, mich in meine Zeitung zu vertiefen, als ich den dunkleren der beiden, den ich für einen Franzosen genommen, im unverkennbaren Amerikanisch-Englisch eine Bemerkung zu meinem Gebahren machen hörte. Da ich einige Jahre in Newyork zugebracht, freute ich mich, Gelegenheit zu haben, wieder ein wenig mit Amerikanern zu plaudern, und wir waren bald in lebhaftem Gespräch miteinander. Sie waren viele Jahre gereist, wie Amerikaner ja fast immer, sie waren im Innersten Russlands gewesen, hatten Jerusalem besucht, die europäischen Staaten waren ihnen natürlich alle wohlbekannt. So fanden wir eine Menge interessanten Stoff zum Plaudern und waren nach ein paar Stunden ganz intim.

Inzwischen schien die Sonne mit unverminderter Kraft auf unsere unglücklichen Häupter nieder. Die Doppelventiler, die sich nur halb öffnen ließen, verhinderten genügenden Zutritt frischer Luft, die Hitze war mit diesen Vorstern bedeckt, so daß wir nur zu froh waren, wenn wir uns auf den wenigen Stationen mit Bier oder schauerhaftem Rotwein erquickten konnten.

Meilen und Meilen fuhren wir durch dichte Wälder, ohne auch nur ein einziges Haus zu sehen. Nachdem die Sonne untergegangen, schien die Luft beinahe noch schwüler, als vorher. Wir dinierten zusammen und begaben uns dann nach einem andern größeren Rupee, das am Ende eines Wagens lag. Eine Lampe war in demselben angezündet, aber ein kleiner Vorhang darüber gezogen, so daß der Raum fast ganz im Dunkeln lag. Plötzlich verbreitete sich ein Flammenschwein, man fühlte, daß der Zug mit größerer Schnelligkeit fuhr und einen Moment wurden wir beinahe ohnmächtig vor Rauch. Wir schossen die Fenster und fanden zu unserem Entsetzen, daß der Wald, durch den wir fuhren, in Flammen stand. Feurige Zungen schienen sich aus demselben herauszufressen und die Wagen zu versengen. Es war ein unbeschreibliches Augenbild! Nach einigen Minuten ließen wir das Feuer hinter uns, nur zu froh, so glücklich davongekommen zu sein.

Wir begannen nun, unsere Schlafvorbereitungen zu treffen.

Meine Reisegefährten waren augenscheinlich geübt in

Zum Bau von Ueberlandzentralen

bzw. zu den hierbei um sich greifenden Installations- und Versorgungsmonopolen nahm die Jahresversammlung des Verbandes der elektrotechnischen Installationsfirmen in Deutschland, welche kürzlich in Leipzig tagte, Stellung durch Annahme folgender Entschliessung: „Der Verband der elektrotechnischen Installationsfirmen bedauert es auf das lebhafteste, daß fortgesetzt seinen Mitgliedern die sich bietenden Arbeitsgelegenheiten beim Bau elektrischer Zentralen, mit denen anerkannter Weise ein öffentliches Interesse verbunden ist, insbesondere Ueberlandzentralen, durch Monopolisierung der Ortsleitungsnetze, Transformatorstationen, Installationsarbeiten bei den Konsumenten und Lieferung der Motore für diese unter allerlei ungünstigen Vorwänden entzogen wird. Er betrachtet alle auf Beschränkung seiner Mitglieder in Ausübung ihres Gewerbes gerichteten Bestrebungen als einen Eingriff in die Gewerbefreiheit und verurteilt dieselben aufs schärfste. Er ist der Meinung, daß die von Elektrizitätswerken zu stellenden Anschlußbedingungen wohl vordrücken können, wie die anzuschließenden Anlagen auszuführen sind, es haben sich hierbei aber die Werke aller Konkurrenzfreiheit der Installateure beeinträchtigenden Vorschriften zu enthalten. Der Verband seinerseits macht es seinen Mitglieder zur Pflicht, bei allen Elektrizitätswerken, vorhandenen oder entstehenden, diese seine Ansicht zu vertreten, andererseits auch dafür besorgt zu sein, daß alle gerechten Ansprüche der Werke in Bezug auf Ausführung der Anschlußanlagen in weitgehendstem Maße beachtet werden. Alle Monopolbestrebungen sind auf das entschiedenste zu verurteilen und zu bekämpfen, im übrigen ist zu versuchen, mit allen Werken, auch denen, die dem Installateurstande heute noch feindlich gegenüberstehen, eine gütliche Uebereinkunft nach dieser Richtung hin anzubahnen. Bei Zentralen, die auf Kosten des Staates, von Städten und Gemeinden gebaut und betrieben werden, ist anzustreben, daß durch Teilung der gesamten Arbeiten und Lieferungen dem Installateurstande und mit ihm den Spezialfabriken die ihnen notwendigen Arbeiten zugeführt werden. Hierbei ist darauf hinzuweisen, daß zur Zeit von elektrischen Spezialfabriken und Installationsfirmen in Deutschland über 100 000 Personen beschäftigt werden.“

Die sieben Wunder Koreas.

Mit der Einverleibung Koreas kommen die Japaner auch in den Besitz der „sieben Wunder“ der Halbinsel, die den Stolz der Bewohner bilden. Das erste ist die Quelle Rin Sjanio, die die Eigenschaft besitzt, daß alle Krankheiten zu heilen. Das zweite besteht aus zwei Brunnen am äußersten Ende der Halbinsel, deren Eigentümlichkeit darin liegt, daß sich der eine füllt, wenn sich der andere leert. Das Wasser des nördlichen Brunnens hat einen sehr bitteren Geschmack, während der südliche zuckerhaltiges Wasser enthält. Das dritte Wunder ist eine Eishöhle, aus der ein so kalter und heftiger Wind strömt, daß es selbst dem stärksten Manne möglich ist, aufrecht in der Höhle stehen zu bleiben. Ein Fichtenwald, der sich nicht ausroden läßt, wird als das vierte Wunder angesehen; werden dort Bäume gefällt, so wachsen neue aus den Stübben heraus. Das seltsamste Wunder ist das fünfte, ein „schwebender Stein“, dem man sogar einen prachtvollen Tempel errichtet hat; der massive rechtwinklige Steinblock ist von allen Seiten völlig isoliert und zwei Personen, die sich an entgegengesetzten Enden aufstellen, können ein Seil unter dem Stein durchziehen, ohne auf ein Hindernis zu stoßen (?). Das sechste Wunder ist ein glühender Stein, der seit urdenklichen Zeiten auf der Spitze eines Hügels liegt und beständig warme Strahlen ausstrahlt. Als letztes der sieben Wunder findet man den „austrocknenden Buddha“. Er steht in einem großen Tempel im Mittelpunkt eines vieredigen Turmes und infolge eines unbekannten Einflusses kann in seiner Nähe nicht ein Grashalm gedeihen; niemals hat man eine Pflanze dort gesehen; kein Tier wagt sich in das Heiligtum; ein heimlicher Instinkt hält alles ferne.

Gott sei Dank, er war da, ich fakte ihn, legte meinen Finger auf den Abzug und da es mir einfel, daß man jemand durch seine Tische erschießen kann, richtete ich die Mündung meines treuen Freundes gegen Tamplin. Kein Wort war gesprochen worden. Er wird allerdings den ersten Schuß haben, dachte ich, aber ich werde ihn erwidern können, ehe er einen zweiten abgeben kann! Aber allein gegen zwei, da beide sicher bewaffnet sind! Ich werde einen schweren Stand haben. Mit unheimlicher Schnelle jagten sich die Gedanken in meinem Hirn, Erinnerungen an begangenes Unrecht, an meine Lieben, untermischt mit einer Art Haß gegen den Mann mir gegenüber. Wieder denselben Laut! Ich war nahe daran zu schießen. Gott sei Dank, daß ich es nicht getan, und dann schnell hintereinander: Klid, klid, klid, klid. Ah, dachte ich, er dreht den Revolver um, damit er die Patronen hineinschießen kann. Und nun noch einmal klid, klid. Ich zwang mich ruhig zu sein und fragte mit augenscheinlicher Festigkeit: „Was bedeutet dieses Geräusch?“

„Ich ziehe nur meine Uhr auf.“

Was für ein Dummkopf ich war. Ich zog sofort meine Uhr ebenfalls auf, was ich vergessen hatte und beschloß einzuschlafen. Wozu und warum dieser unnütze Argwohn, sagte ich mir. Und endlich schlief ich wirklich ein, die Hand auf dem Revolver. Aus tiefem Schlaf wurde ich aufgeweckt. Was ist das? Jemand stand neben mir, es war Tamplin.

Der Sohn meines Revolvers war nur um Haarsbreite von dem Punkte entfernt, auf den er zu fallen hatte, um die Patronen zu entzünden. Sollte ich schießen oder nicht? In der Stille der Nacht plötzlich aufgeweckt zu werden, hat immer etwas Schreckhaftes, um wieder mehr noch, wenn man beim Erwachen sieht, daß sich ein Mann über einen gebeugt hat, den man Grund hat, zu beargwöhnen. Meinen Finger fest auf den Abzug gedrückt, aber ohne den Versuch zu machen aufzuspringen, wie ich zuerst beabsichtigt, folgte ich seinen Bewegungen.

Er beobachtete mich eine Weile, ich bewegte mich nicht. Dann sah ich ihn etwas hervorziehen, das im Mondlicht glitzerte, es war ein Schlüssel. Er beugte sich über mich. Mit gutzitternder Stimme sagte er: „Was ist aller Welt tun Sie da?“

Er war so erschrocken, daß er beinahe rückwärts überfiel und meine plötzliche Bewegung schien meinen Argwohn zu be-

Kinder als Strahenbändler.

Die englische Kommission, der die Ueberwachung der Kinderarbeit übertragen ist, hat soeben einen großen Bericht herausgegeben, der auf die schweren sittlichen Gefahren hinweist, die die Verwendung von Kindern zu Strahenbändlergewerben mit sich bringt. Die Statistik zeigt, daß ein großer Teil der jugendlichen Strahenbändler später in die Armee der Gewohnheitsverbrecher übergeht. In diesem Zusammenhang gewinnt die überraschend große Zahl der Kinder, die in England im Strahenhandel beschäftigt sind, besondere Bedeutung. In London zählte man im Juli 1909 nicht weniger als 13 873 Jungen und über 1000 Mädchen. Im übrigen England (ohne Schottland und Irland) belief sich die Zahl auf 19 249 Jungen und 2945 Mädchen unter 16 Jahren, die über Genehmigungsscheine zum Strahenhandel verfügen. In London waren 10 486 Knaben, die zwischen 11 und 14 Jahren alt waren, im Strahenhandel tätig. Die Kinder verdienen verhältnismäßig viel; in Liverpool nehmen einige Kinder 3,50 Mark für den Abend ein, und in Edinburgh verdienen besonders geschickte Jungen 20 Mark in der Woche mit dieser Nebenbeschäftigung.

C. Neues aus Pearys

arktischen Tagebuch.

Commander Peary, der unerfahrene Eroberer des Nordpols, steht im Corriere della Sera die Veröffentlichung seines Reisetagebuches fort und schildert dabei einen aufregenden Zwischenfall, der den kühnen Pionieren der Wissenschaft in den Gefilden des ewigen Eises um ein Haar ein tragisches Ende bereitet hätte. Die „Roosvelt“ liegt längst hinter den verwegenen Forschern; mit ihren niedrigen Schlitten bahnen sie sich mühsam über die zackigen Eisfelder ihren Weg, nordwärts: dem Pole zu. Marvin, der eine Zeitlang als Schrittmacher Peary vorausgeeilt war, hat von 86° 34' nördlicher Breite bereits seine verhängsvolle Rückreise angetreten, während Peary hinter Bartlett unermüdlich vorwärts strebt. Die Kälte nimmt immer mehr zu. Am 27. März genossen die Reisenden einen Anblick, wie nur jene menschenfernen Polarzonen ihn bieten können: der Himmel strahlte in einem zarten, matten Blau, das Licht spiegelt sich auf der weiten Eisfläche, und überall ist ein Leuchten und Strahlen, das den Augen wehtut. Hier begegnet auch Peary, fast 240 Seemeilen nördlich von Grantland, zwei Wölfen; es ist der nördlichste Punkt, an dem je Landtiere gesehen wurden. Der 87. Grad ist überschritten. „Das Bewußtsein, mit Menschen und Tieren in guter Verfassung und mit reichlichem Proviant so weit gekommen zu sein, ließ mich an jenem Abend in gehobener Stimmung zur Ruhe gehen.“ Als Peary am Morgen erwacht, ist Bartlett, der Schrittmacher, mit seinen Schlitten und den Eskimos, bereits aufgebrochen. Peary folgt ihm, sechs Stunden lang geht der Weg über eine holprige Eisfläche; dann stößt man auf den Lagerplatz Bartletts. Er liegt neben einem großen, seefarbenen Kanal, diesem meistgefürchteten Feinde der arktischen Wanderer. Der Himmel ist grau geworden, ein düsterer Nebel senkt sich hernieder und hüllt alles in trostlose Unbestimmbarkeit. Um Bartlett nicht in seiner kurzen Rast zu stören, schlägt Peary einige hundert Meter von dessen Ruheplatz sein Lager auf; rasch werden die Schneehütten aufgetürmt, und das färgliche Mahl von gedörrtem Fleisch, Wiskuit und Thee verzehrt. Man hat in sechs Stunden 22 Kilometer zurückgelegt; mit diesem stolzen Bewußtsein kriecht man in die Schneelöcher zur Ruhe. „Ich lag bereits im Halbschlummer, als ich in nächster Nähe meines „Igloo“ das Eis zittern und krachen höre. Über die Unruhe war nur kurz; ich dachte, sie rührt von dem vor uns liegenden Kanal her, wolle mich wieder in meine Decke und versuche zu schlafen. Aber plötzlich höre ich außerhalb der Hütte ein wildes Schreien. Im Nu bin ich auf den Füßen, luge durch die kleine Öffnung des Igloos hinaus und sehe... ja, zwischen unserem Lager und Bartlett dehnt sich ein breiter offener Kanal.“ Die Eisfläche, auf der man rastete, ist geborsten, und drüben, auf einer mä-

tigen, losgelösten Scholle, brüllt einer von Bartletts Leuten in jener ratlosen Verzweiflung, die für die Eskimos charakteristisch ist. Peary weilt sofort seine Gefährten; ein paar Sekunden später ist alles im Freien. Die eisigen Schneehütten liegen bereits hart an der Wassergrenze, die Hunde, diese unentbehrlichen Gehilfen, sind in Gefahr, in die Fluten zu stürzen. Daneben schwimmt ein hoher Eisblock und fällt tragend nieder, zum Glück, ohne die Hunde zu treffen. Und inzwischen sieht man in dem ungewissen Nebel, wie die Scholle, auf der Bartlett mit seinen Gefährten gefangen sitzt, langsam, aber stetig dahin treibt. Wird es gelingen, den Gefährten vor dem Schicksal zu retten? Drüben trifft man bereits alle Maßnahmen, in atemloser Hast werden die Hunde angeschirrt und die Schlitten beladen, um für jede Gelegenheit gerüstet zu sein. Auch Peary macht seine Expedition mobil. Einige Minuten banger Befürchtungen und angstvoller Spannung folgen. Da, endlich kann man wahrnehmen, wie die mächtige Eisscholle dem Ufer des Anals entgegen treibt, der Stelle zu, wo Peary mit seinen Gefährten hält. Noch ist die Gefahr, daß der Anprall zu heftig wirkt und neue Brüche in die Eisfläche reißt. Der Zufall muß entscheiden. Am Rande des unsicheren Spiegels steht Peary, bereit, dem Freunde beizuspringen. Auch drüben hat man die Situation erkannt und ist gerüstet. Da stößt knirschend die treibende Scholle an den Rand des festen Eises, ein halliger Zuruf, ein schnelles Handeln; die Schlitten mit den unruhig bellenden Hunden setzen sich in Bewegung, und wenige Sekunden später steht Bartlett mit seinen Leuten gerettet neben den Genossen. „Bis zu 87° 12' sind wir gekommen, also erheblich weiter nordwärts als vor drei Jahren.“

* Sensationelle Nasenoperationen.

Aus dem Londoner Krankenhaus ist soeben eine Patientin entlassen worden, die durch die Kunst des Chirurgen eine völlig neue Nase erhalten hat. Sie litt an einem Krebsartigen Geschwür, das sich immer weiter ausdehnte und im Laufe der Jahre die Gewebe der Nase vollkommen zerstört hatte. Nachdem die kranken Stellen über dem Nasenbein entfernt waren, kam es darauf an, dem Nasentumoren eine neue Haut zu geben. Zu diesem Zwecke schnitt man von der Stirnhaut ein zwei Zoll langes und am oberen Ende etwa ein Zoll breites Hautstück, das nur noch an der Grenze zwischen Stirn und Nasenrücken mit dem Körper zusammenhing, wurde dann sorgfältig heruntergeklappt und über die Nase gezogen und befestigt, nachdem für die Nasenlöcher Platz gelassen war. Die Wunde auf der Stirn empfing dann eine besondere Hautübertragung. Der Heilungsprozeß vollzog sich zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Patientin, eine Dame von 50 Jahren, konnte nach drei Wochen das Krankenhaus verlassen und ist von ihrer neuen Nase voll und befriedigt. Eine ähnliche Operation wurde bei einem 23jährigen Manne, an Mr. E. W. Hey Groves, vollzogen, dessen Nasenweichteile durch Knochenfraß zerstört waren. Auch er erfuhr eine Hautübertragung von der Stirn auf die Nase, die vollkommen glückte. Die Öffnung auf der Stirn wurde durch Haut geschlossen, die von den Schultern abgenommen war. Nach 2 Wochen war die Heilung so weit fortgeschritten, daß die Nasenlöcher durch Einschnitte hergestellt werden konnten. Der Patient kann jetzt vollkommen normal atmen, und auch das Aussehen seines Gesichts hat bei der Operation gewonnen.

Zum Nachdenken.

„Niemand ist so gut, daß er nicht besser werden könnte, niemand so schlecht, daß er nicht schlechter werden könnte: so geht es fort bis zum Ende unserer Tage.“

Luther (Aus dem Römerbrief-Kommentar 1515/16).

„Die unausgeschlossene, unentwickelte, religiöse Kraft des Volkes muß gehoben und zur Selbstentfaltung gebracht werden.“

Generalsuperintendent D. Wallroth.
(Auf der Schlesw.-Holst. Gesamtsynode 1909.)

Schlaf. Der Morgen kam. Wir hielten, gingen nach der Station und machten ein wenig Toilette. Meine Reisesackchen haben ebenso ermüdet aus wie ich und schienen auch sehr froh zu sein, daß die Nacht vorüber war. Wir begannen wieder höflich mit einander zu sprechen. Tamplin fragte mich, wie ich geschlafen habe.

„Nicht sehr gut oder sehr viel.“ antwortete ich lachend. „Ich habe die ganze Nacht über kein Auge zugehant,“ sagte er.

Endlich kam es heraus, was der Grund all' dieser Befürchtungen gewesen war. Als wir uns zum Schlafengehen anhielten, hatte Tamplin die Spitze meines Revolvers aus meiner Tasche herausgeholt. Das erregte seinen Argwohn. Er begann, wie ich getan hatte, daran zu denken, was passieren könnte. Er sah mich im Geiste im Monaco mit seinen Banknoten, ich selbst aber draußen im Walde liegen, von heulenden Wölfen umgeben und das regte ihn immer auf, gerade wie es mir ergangen. Sein Mißtrauen wurde auch geweckt durch die Art und Weise, mit der ich nach dem Geräusch gefragt hatte, als er meine Uhr aufzog. Endlich, da er nicht schlafen konnte, erhob er sich, ging sehr leise nach meinem Lager, um den schlafenden Löwen mit dem Mordwerkzeug nicht zu wecken, schloß seine Reisetasche auf und nahm ebenfalls einen sechsälufigen Revolver hervor. Er kannte die Manier auch, daß man schießen konnte ohne seine Waffe zu zeigen, und als er über mir lehnte, die Arme zu dem Revolver erhoben, erwartete er jede Minute meine Kugel in seiner Brust zu fühlen. Dann als ich von der Station zurückkam, wurde er plötzlich aus einem Halbschlaf, in den er gefallen, erweckt und nur mit der größten Mühe konnte er sich enthalten, zu schießen. Hätte einer von uns dem ersten Impuls nachgegeben, so würden wir wahrscheinlich so lange aufeinander geseuert haben, bis einer alle Kugeln verschossen und dann hätte der Ueberlebende jedenfalls eine gute Chance gehabt, mit den Bergleuten in Sibirien nähere Bekanntschaft zu machen. Nachdem wir uns langsam gegenseitig über unsere Nützlichkeit gedenkt, wurden wir die besten Freunde und führten in ungetrübter Harmonie zusammen nach Berlin, wo die beiden Amerikaner sich längere Zeit aufhielten, so daß noch an manchen vergnügten Abenden die schreckliche Fahrt uns einen anständigen Unterhaltungsstoff bot.

letts Leu-
ie Estimos
Gefährten;
n. Die ei-
er Wasser-
hilfen, sind
en schwant
zum Glück,
eht man in
er Bartlett
aber stetig
en vor dem
alle Maß-
unde ange-
Gelegenheit
tion mobil.
angstvoller
ahrnehmen,
s entgegen
Gefährten
I zu heftig
Der Zufall
riegels hat
uch drüben
t. Da stößt
des festen
ndeln; die
sehen sich
ht Bartlett
n. „Bis zu
weiter nord-

onen.

Joeben eine
Kunst des
t. Sie litt
immer weiter
Gewebe der
die Franken
en, kam es
t zu geben.
aut ein zwei
Boll breites
a Stirn und
wurde dann
ase gezogen
Platz ge-
pfing dann
ungsprozeß
Die Pa-
e nach drei
von ihrer
Operation
E. W. Hen-
ch Knochen-
antubeträ-
men glückte.
Haut ge-
war. Nach
ritten, daß
werden konn-
mal atmen,
ei der Ope-

ffer werden
hier werden
Tage.“
igiose Kraft
salkung ge-

allroth,
mode 1909.)

en nach der
Reine Reile-
und schienen
war. Wie
n. Tاملين

ich lachend,
ge zugetan.“

' dieser Be-
Schlafengehen
evolovers aus
seinen Arg-
a zu denken,
in Monaco
im Walde
s regte ihn
Misttrauen
mit der ich
Uhr aufzog.
gung sehr
e Keiselstake
evolover her-
ieher konnte
er lebte,
mit der Wi-
Dann als ich
aus einem
r mit der
ehen. Sätte
so währte
uert haben
e der Ueber-
t den Berg-
achen. Nach-
Menslichkeit
hren in un-
die beiden
ab noch an
ert uns einen

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die

Stunden der Ruhe am häuslichen Herd.

Den Weg gefunden.



Don E. v. Hiden.

(Nachdruck verboten.)
Ich bin beim Mittagessen schon erzählte. Wie kann er denn mit ihr fühlen? Vom Tode des alten Herrn hängt ja sein Schicksal ab: Rettung vor schimpflichen Abschied. Lange werden sich die Gläubiger und Wucherer nicht mehr beschwichtigen lassen. Und was dann? Ein leiser Schauer ergreift den sonst so langmütigen Mann. Sollte sein Stern, der ihn bislang so begünstigt, ihm auch Schluß noch einen bösen Streich spielen wollen? Ach was, fort mit der Schwärzerei! Ein Lebenmann, wie er, gibt sich nicht gern mit unangenehmen Gedanken ab. Gibt das Messer erst an der Kehle, nun — dann ist's ja noch immer Zeit genug, über das Glas nachzudenken. Fort zu den lustigen Rumpanen und die Sorgen in Wein ertränken. Noch einmal fällt ihr Blick auf die liebliche Gestalt am Kamin, die sein Eintreten gar nicht bemerkt hat, und ein Gefühl des Eises über sich selbst und tiefen Schuldgefühls steigt in ihm auf. Stand er nicht im Begriffe, sein unschuldiges, ihm anvertrautes Weib mit ins Verderben zu führen? War es nicht noch Zeit, innezuhalten? Wenn er ihr und dem Großvater eine offene Beichte seiner Schuld ablegte? Der Großvater war ja reich, er konnte helfen — und dann würde er, Leo, ein anderes Leben anfangen.

Zum ersten Male wird es ihm klar, was er schon oft unbewußt gefühlt: daß Asia eine jener selbstlosen Frauen ist, für deren Größe ihm der Maßstab im Verlaufe mit einer Frau verlor verloren gegangen, und es ersucht ihn ein leises Sehnen nach dem reinen Glück, wie es ihm die Mutter in der Kindheit bereite. Aber wie, wenn ihn der alte Herr zurückwies und ihm seine Hilfe verweigerte? Er, der er nur als auferstehende und streng denkende kamte. Wenn, zu ihm konnte er nicht. Und Asia? Asia hätte er auch nicht ertragen können. Dieser Blick noch einmal verflucht: „Fort aus dieser schwülen Stubenatmosphäre, die die Gedanken verunreinigt und das Blut schwer macht. Zurück an den Spieltisch. Heute muß ich Fortuna mit helfen.“ Asia hört die Portiere rascheln und fährt auf: „Ach! Du bist es, Leo? Wie du mich erschreckst hast!“ Der Angeredete wendet sich um.

„Verzeih, ich glaube, du hättest mich gar nicht gehört. Ich hatte mich noch etwas zu dir an den Kamin setzen wollen, merke aber, daß es sechs Uhr ist und höchste Zeit, daß ich ins Kasino komme.“ „Aber du siehst so verflört aus, Leo! Geht es dir nicht gut?“ „Nun, bin so wohl wie ein Fisch im Wasser.“ „Kannst du heute nicht mal zu Hause bleiben?“ „Ich

er sei so glücklich in der Hoffnung, seiner geliebten Asia bald folgen zu dürfen, das Schicksal würde immer größer.“ Sollte das graulame Schicksal einen neuen Schlag für sie in Bereitschaft haben? Dann würde sie ja immer lieber werden.

Hier hatte sie auch treue Freunde räumlich verloren, die sie sehr liebte: die netten Gernsbachs. Der Landrat hatte im Laufe des Sommers seinen Abschied genommen und war mit seiner Familie auf das väterliche Gut gezogen. Somit hatten auch die anregenden Winterruhende leider ihren Abbruch gefunden. Nur Annie Lindheims Besuche bildeten eine kleine Stütze, aber hatte dieselbe sich lange nicht sehen lassen, und Doktor Morbach war auf Reisen. Aber wie war's doch? Sollte er nicht in diesen Tagen zurückkehren? O, wie freut sich Asia im Gedanken an die interessanten Nachmittage, die sie wieder mit ihm zu verleben hofft. Warum sich nur ihr Mann so gar nicht mit Morbach unterreden sollte? Waren sie so verschieden in ihren Ansichten? Morbach einseitig und in sich gefehrt, und Leo unterdrückt fortwährend ein Gähnen, das sah sie ihm deutlich an, und lange dauerte es auch nicht, so empfahl sich Morbach unter irgendeinem Vorwande. Und sie hatte so gern gesehen, daß sie gute Freunde wiederbekam. „Kann ein Zug in diesem durchgeleiteten Gesicht erinnert noch an den unferigen Wackel, das uns bedeutende Gänzen von Lande, das er vor anderthalb Jahren kennen lernte, so denkt der bleiche Mann, der geruchlos eingetreten und vor der Portiere halb verbleibt stehenbleibt. War er bisher nicht gewesen? Dieses garke Wesen war sein eigen seit einem Jahre, und er hatte den Besitz mehr als eine Gasse empfunden. Er hatte seine Freude außerhalb gesucht und nicht gesehen, daß er dabei einen Schatz verlor.“ Heute ist es nicht das gefüllte Portemonnaie, das ihn zu ihr hinzuziehen würde — — — warme Regungen steigen in seinem Herzen auf. Er möchte sich ihr nähern, aber eine unbefahrene Gasse hält ihn zurück. Er geht! Sein höchstes Gewissen ist die Schranke, die sich zwischen ihnen aufbaut.

Ein liebendes Versehen und Mitleiden, das ist's, was ihr not tut, er weiß es wohl. Aber wie wenig er ihr hierin geben kann, das bringt ihm der offene Brief in ihrem Schöße deutlich zum Bewußtsein, von dem sie

in ihrem Schöße deutlich zum Bewußtsein, von dem sie

innen an den Wänden aufgehen und sie so nach und nach ver-
spießen. Man mache es sich daher zur Regel, jeden Tag,
wenn die Arbeit in der Küche getan ist, einen Topf kochendes
Wasser hinunterzugießen. Dadurch wird das Fett aufgelöst
und mit hinuntergeschwemmt, und der Ausguss wird immer
rein bleiben.

*
Selbstbereitete Seife. 250 Gr. gelbe Seife
zerhackt man in kleine Stücke und läßt sie fünf Minuten
lang in einem halben Liter Wasser kochen. Dann gibt man
unter fortgesetztem Rühren 250 Gr. Seifenpulver dazu und
gießt die Mischung nach einigen Minuten in leere Seifengestalt-
oder ähnliche Büchsen.

*
Kupfergefäß. Das durch längere Verwahrnehmung sehr
schmutzig und fleckig geworden ist, läßt sich sehr rein ge-
n. Man verfährt es mit Asche und Sauerkehl, es wird dadurch
bald rein und erhält einen schönen tiefen Glanz.

*
Risse in guten Kleiderstoffen. Man am besten
mit Gähnen, die man aus dem Gewebe selbst gezogen hat. Ist
kein Stoff dünn, so findet sich gewiss an dem Kleiderstück
selbst irgendeine breite Naht, von der sich ein paar Fäden lö-
sen lassen. Mit diesen fahre man die Risse recht sorgfältig
in ein feines Tuch darauf und platze darüber, dann wird
gar nicht mehr viel von den Schäden zu sehen sein.

*
Neue Leinwandstoffe. Diese sind ungenügend in Gebrauch
genommen werden, da die zur Appretur verwendeten Mittel
oft hartend wirken und unangenehm riechen. Man
auch finden sich in neuer Weise häufig eine Art Schimmelbildung,
eine ganz unangenehme, aber immerhin lästige Hautkrankheit
erzeugen. Deshalb ist ein vorheriges Waschen auf alle Fälle
anzuraten.

*
Stark appretierte Stoffe. Lassen sich leicht mit der
Maschine waschen. Dasselbe Uebel wird dadurch abgehoben, daß
man die Stoffe vorher mit Seife bestricht.

*
Im Bett vorstellbare Ausgüsse. treibe man es vorher
durch die Fensterlaube. Es hat sich auf diese Weise leichter
und schneller aus und hinterläßt weniger Geruch.

*
Selbste Fächer. Man am besten in Kartonschachtel.
4-5 Kartonschachteln werden gefaltet und in eine Schüssel mit
frischem Wasser gelegt. So lasse man sie etwa eine Stunde stehen
und gieße das Wasser dann durch ein Sieb. In der letzten Flüssig-
keit wolle man die Fächer ohne Seife und heiß sie in reinem
Wasser. Sie werden dadurch weiß, rein und glänzend.

*
Im guten Seifenwasser. zu befeuchten, gießt man so viel
kaltes Wasser auf die Seife, daß man sie zu einem glatten,
bilden wird vermag. Hierauf füllt man mit kochendem
Wasser unter beständigem Rühren auf, bis die richtige Konsistenz
erlangt ist. Sollten sich Knollen gebildet haben, so rührt
man den Meißel durch ein Tuch. Er muß frisch verbenzt
werden, denn sobald er sauer geworden ist, fließt er nicht mehr.

*
Seifenwasser. das recht stark sein sollte, erhält
man dadurch, daß man das Wasser mit 90prozentigem Alkohol
befeuert und dann zwischen Seifenpapier abtrocknet. Hierauf
sieht man wie gewöhnlich ab und erhält sehr klare, deutliche
Spitzen.

nicht gewußt, daß er so viele Freunde hatte, die ihn
nun für sich reklamieren.
Nichtig wußten auch Hartwigs sofort die Neuig-
keit.

Aber während der Mägen sich freute, wurde die
gute Theresie plötzlich sehr verlegen. Versuch machen,
sagte Herr Stein, „dann werden wir ihm zu Ehren
ein Fest geben, und dann wird er schon wieder aus-
gesöhnt sein.“

„Aber das geht nicht“, protestierte sie, „sein
Bild ist ja nicht mehr da.“ „Ne, wo ist es denn
geblieben?“
Erkaunt sagte er: „Ne, wo ist es denn
geblieben?“
Und nun gekand sie, was sie ohne sein Wissen
getan hatte.

„Nun, was sollte man nun
beginnen?“
Einladen mußte man den Vater, wenn man nicht
vor den anderen der „Gesellschaft“ zurücksehen wollte,
— wie aber ihn einladen, ohne sein Bild zu haben!
Und wo sollte man nun dies unglückselige Bild wieder
ausfinden!

Katlos lief er hin und her.
Endlich sagte sie „Versuch's doch einmal bei den
Kamishändlern.“
Während sich er sie an und fragte: „Weißt du
auch, was der Spieß dann kosten kann, wenn ich es
bei einem Händler finde?“ Aber sie zuckte nur die
Schultern und schweig.

Er indessen stieg in eine Droßke und fuhr von
einem Kamishändler zum andern.
Endlich fand er sein Bildchen wieder, das die
schönen Hergen einstehend Mark dafür und fuhr
damit nach Hause.

Als drei Tage später Herr Karl Meinhold seinen
Besuch im Hause Hartwigs machte, sah er sein ein-
zig verbleibendes Bild nun im Salon an einem
Grenpfah hängen; und als dann der Mägen stolz
zu ihm sagte: „Ja, lieber Meinhold, wir haben Ihr
Bilde längst erkannt“, da nickte der junge Vater
lachend und dachte: Diese kleine Gabe hat mir tausend
Mark eingebracht! So haben auch Bilder ihre
Schicksale!



Ratschläge fürs Haus
von Laura Vincent.

Weiße Hände. die auf polierten oder lackierten Möbeln
durch heiße Töpfe entstanden sind, lassen sich dadurch be-
seitigen, daß man mit Wein oder Speiseöl vermishtes Salz
es vorsichtig fort und poliert mit einem weichen Leinwand-
tuch ab.

*
Seife, schwebende Hände. die beim Erhitzen so sehr
hinderlich sind, können durch Sandpapier in ziemlich hartem
Klebebander bedeutend gebessert werden.

*
Seifes Wasser in den Ausguss. Sehr oft kommt es
vor, daß der Ausguss in der Küche verstopft ist, und das
Eingegossene entweder gar nicht oder nur sehr langsam
abfließt. Man rührt dies daher, daß beim Abwaschen des
Geschirrs das gewöhnlich schon ziemlich kalt gewordene Spül-
wasser in den Ausguss geschüttet wird, und die Bettelle sich

den Schmerz. Nur halb ist der Verlust des schönsten Glückes, wenn man auf den Rest nicht sicher zählen kann. Mit Aufmerksamkeit hat Alisa ihre Aufregung niedergekämpft, aber sie kann dem Freunde nicht so unbe-

fangen, wie sonst, entgegen, treten: auch fñhrt sie fort zum ersten Male nicht zu ihm verstanden, oder liegt es an ihrer eignen, momentanen Gemüthsstimmung? Vor einer Stu de noch sehnte sie sich nach einer theil-

„Nüber Thorbach hat die Maffe, die ihr Gesicht ver-
buntelt, erohnt die Urfache vieler Ertiden g,
und es durchfchneidet fei Sturz, die Leiden zu lehen.
Wollt feiner feinen Menfchenteim ift und der fehn eigenem,
lebenswunderlichen Gabe, indem das zu fagen, was ihm
wohl tut, quod er ihm nicht und, ob ihre Schwermü-
de nehmen, und beruht fei, fremdling auf feine Stragen
einzugehen.“

kanntet an Breiten und ihre Trübsinn zu verlebendigen. Nachdem er teilnehmend nach dem Oratorier gefragt und sich fester als über ihn berathen lassen, verbot er denn Geprache eine weitere Anwendung zu geben.

„Bisßen Sie denn schon das Menetekel? Der bin ich etwa der glückliche Däse? Grund zweier hat die heute das Jansort des Friedrichs von Gumbem geholt, der Friedriche-Büchling begreiflich mit ein Schöpf, als ich ankam, und war so außer sich vor Freude, daß ich den ersten halben Morgen vor ihm nicht mehr

„Wie mich das freut! Eine liebere Brautrecht hätten Sie mir gar nicht bringen können! Ich will mich freuen und Ihnen danken, wenn Sie mir auch noch ein wenig von dem Glück mitteilen, das Sie mir durch Ihre Freundschaft zuwenden. Ich bin Ihnen sehr dankbar.“

fort nicht, die junge Dame hat kein Seuf, so ich hatte
 sie ihn nicht zu ta gen der Male herum geführt.
 „Da vernehme Sie aber mei und warnenbärgige 21. mit-
 dies fleiß 23. erbeten 24. lange, aber sie so, so ich ihm doch
 das nicht sage; so weit ich zu mir in der Straßentrage
 noch nicht gesehen, daß wir Frauen den 21. trag Helle,
 weil die 21. an oft zu schwermäßig sind und lieber
 weisse, als eine so Stuch zu rüsten.“ 21.11a hat mit
 diesen Anfang ihrer früheren Seitelzeit geprophen, dann
 21.11b fte. er aber noch fort:

„In meinen Augen ist es auch kein Unglück, daß die beiden sich Zeit ließen, einander gründlich kennen zu lernen und zu prüfen. Es will mir als eine Garantie für ihr künftiges Glück erscheinen. Diele unermessliche Frage unseres Lebens sollen wir nicht weiter lösen.“ Die letzten Worte sind von einem leisen Gejauch begleitet und kommen nur wie ein Hauch über ihre Lippen.

„Sie mögen recht haben, gnädige Frau. Gar

„Stufenen gibt es für mich nicht. Ich habe mich alles an die Bistrittheit gewöhnt, dennod habe auch mit ein Soedel geliebet, das ist eine sanfte, andere.“ 2611 „Dander lebt in Stufenen geschloffen wird.“ 2612 „Dander lebt in Stufenen und schaff sich ein Soedel, aber das Leben ist ganz anders.“

(Fortsetzung folgt.)

Als Herr Heinz Sathwig das Mi-
et zuerst nicht, ob er sich freuen obe-
im heimlichen Zweifel sah er das
seine Gottin an als suchte er hat

Über Gran Theresie ging es in
auch sie wollte nicht, was sie dazu
schickte aber ermahnte sie sich hoch
vieler Ungewißheit.

„Bild durch ihr Dornen, und endlich aber ein heil'ig Bild: „Sehr nett, aber auch recht lebenswahr.“

Als dort eine halbe Stunde später allein war, trat Frau Therese noch Bild hin und sah es lange und prüfend, schüttelte sie den Kopf, indem Bild noch fort, wie durch es nicht machen uns lässig, damit“

„Was ich nicht erkläre, mag ich nicht sagen.“

[illegible]

Das Gammeln.
Der Boden präer war der große I
ben die vornehmste Arbeit alljährlich am
Festn Dornich, die auch in diesem St
schickliches für die Absichtsteil im
diesem Jahr die erste Nacht von
benen sich auch das Bild befand, dem
Mitteln am erregt hatte; dies war —
eine glühende Golegenheit, das bunte
Gaul an schäffen, natürlich hat sie be

[illegible][illegible]

alte naughten lange ton bracht
 Lieberung für die Summheit: Sacht
 über Nacht ein heiligher Mann gew
 betrautes neues Bild war ein Sch
 Bräutig, ein edles Summheit, das alle
 Gärten befeigte. Dann tamen Gildschin
 ceten, und der junge Summher hatte

This image shows a blank, aged, cream-colored page, likely an endpaper or flyleaf of a book. The paper has a slightly textured appearance with some minor discoloration and creases, particularly along the right edge where a dark vertical strip is visible. The overall tone is a warm, off-white or light beige.

